

**August 8/2015**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Michael Theobald „Im Haus meines Vaters sind viele Wohnungen ...“ (Joh 14,2f.)	225
Ferdinand Oertel Die Kraft liegt in den Pfarreien	227
Christiane Bongartz „Heilig“	234
Peter Kohlgraf Vergeben und Verzeihen in Paarbeziehungen	239
Heinrich Mussinghoff Sterben in Würde	245
Werner Kleine Eine halbe Stunde Ewigkeit	248
Leserbrief	254
Literaturdienst: Helmut Moll: Zeugen für Christus	255

---

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Prof. Dr. Michael Theobald, Uni Tübingen, Kath.-Theol.  
Seminar, Liebeneisterstraße 12, 72076 Tübingen |  
Dr. Ferdinand Oertel, Sperberweg 30, 52076 Aachen |  
Dr. Christiane Bongartz, Fachstelle für Exerzitiendarbeit im  
Bistum Aachen, Bettrather Straße 22, 41061 Mönchen-  
gladbach | Prof. Dr. Peter Kohlgraf, Mittelgasse 6, 55288  
Partenheim | Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff, Bistum  
Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | PR Dr. Werner Kleine,  
Goethestraße 64, 42327 Wuppertal

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,  
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,  
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr.  
32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117  
Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof  
18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Wilhelm Zimmer-  
mann, Zwölfiling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln  
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,  
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,  
Fax (0221) 1642-7005,  
E-Mail: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,  
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im  
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,  
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |  
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren  
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung  
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis  
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher  
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag  
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Michael Theobald

## „Im Haus meines Vaters sind viele Wohnungen ...“ (Joh 14,2f.)

---

Erschreckend viele Menschen sind heute auf der Flucht – aus dem Süden in den Norden, aus Armut, Krieg und Terror in Länder, die Sicherheit und Überleben versprechen. Heimatlos, vertrieben und dem Untergang geweiht. Und wenn gestrandet, dann oft genug ungeliebt. Was Heimat heißt, weiß der Mensch erst, wenn er sie verloren hat.

„Fremde und Gäste seid ihr in dieser Welt“, erklärt 1 Petr 2,11 seiner Leserschaft, einer bedrängten christlichen Minorität in Kleinasien. Eine Erfahrung, die uns in der Mitte Europas noch fern scheint. Aber wie viele Christen, die derzeit aus ihren Heimatländern im Mittleren Osten verjagt werden, müssen sie erleiden!

Begegnen wir diesen Menschen gastfreundlich, dann tun wir das im Wissen auch darum, dass wir alle in der Nachfolge Jesu unsere Heimat nicht hienieden haben, sondern anderswo. Es gibt im Johannes-evangelium ein Wort Jesu, das uns in dieser Situation zu denken gibt, ein Wort des Zuspruchs, das er spricht, da er von den Seinen Abschied nimmt:

„Im Haus meines Vaters sind viele Wohnungen [...].

Ich gehe, um euch einen Ort zu bereiten, und wenn ich gegangen bin und euch einen Ort bereitet habe, komme ich wieder

und werde euch zu mir holen, damit, wo ich bin, auch ihr seid“ (Joh 14,2-3).

Hier auf Erden seid ihr heimatlos, sagt dieses alte Wort, aber im „Himmel“ wartet das „Haus des Vaters“ auf euch. Damit will es keine nostalgischen Träume bedienen, an das verlorene Elternhaus erinnern. Jesus spricht es vor seinem Tod, um den Blick der Seinen nach vorne zu lenken. „Quartiermeister“ (J. Blank) will er ihnen sein, wenn er zum Vater geht und für jeden und jede eine „Bleibe“ bereitet. Dann kommt er wieder und holt sie zu sich, auf dass sie ewig bei ihm sind.

Doch *wann* wird das sein? In der Stunde unseres Todes? Am Ende der Tage? Wahrscheinlich ist Letzteres gemeint, denn schon bei Paulus heißt es: „Der Herr selbst wird beim Befehlsruf, bei der Stimme eines Erzengels und beim Schall der Posaune Gottes *herabkommen vom Himmel*, und die Toten in Christus werden zuerst auferstehen. Danach werden wir, die Lebenden, die übrig bleiben, zugleich mit ihnen entrückt werden in Wolken dem Herrn entgegen in die Luft. Und *so werden wir allezeit beim Herrn sein*“ (1 Thess 4,16f.). Paulus rechnet also noch zu Lebzeiten mit der Wiederkunft des Herrn.

Auch das johanneische Wort streckt sich nach seinem zukünftigen Kommen aus. Doch was ist mit unserem gegenwärtigen Leben? Ein Wartesaal der Zukunft? Eine Zeit der Abwesenheit Jesu? Das Eigentliche – die Gemeinschaft mit ihm – erst am Tag X? Sein Wort ein Scheck, der irgendwann in einer uns fernen Zukunft eingelöst wird?

Der vierte Evangelist versteht das Wort im Kontext der von ihm komponierten Abschiedsrede Jesu (Joh 13,31-14,31) offenkundig nicht so. „Herrenworte“ – sorgfältig geformte Sprüche aus der johanneischen Gemeinde – sind ja wie Edelsteine, die je nach dem Licht, das auf sie fällt, andere Ansichten bieten. Und so liest er es im Licht seiner eigenen Glaubenserfahrung auch neu und anders.

Die Antwort, die er Jesus den Seinen auf die Frage geben lässt, wann er „wiederkommt“, um sie „zu sich zu holen“, ist überraschend einfach: „Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen. [...] Wer mich liebt, wird mein Wort bewahren, und mein Vater wird ihn lieben, und *wir werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen*“ (Joh 14,18.23). Nach Ostern also werden die Seinen nicht „verwaist“ sein, im Gegenteil: Als „der Lebende“ (Joh 14,19) wird der Auferweckte zu ihnen kommen. Nicht zu *sich* wird er sie holen, sondern umgekehrt gemeinsam mit seinem Vater *bei ihnen Wohnung nehmen*. Sie, die sich nach der ewigen Heimat anderswo sehnen, sollen nun selbst in dieser Welt Jesus eine Heimat sein, ihn und seinen Vater aufnehmen. Wie soll das geschehen?

Alles liegt hier dem Evangelisten daran, dass seine Leser begreifen, was sie am Wort Jesu haben. Es ist kein leeres Wort, keine vage Versprechung, sondern ein gefülltes, wirkmächtiges Wort, das den, der es empfängt und im Herzen trägt, auch tatsächlich verändert – ein Wort der Liebe: „*Wer mich liebt, der wird von meinem Vater geliebt werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren*“ (Joh 14,21). Worauf soll der Glaubende – erfüllt vom Wort der Gegenwart des ihn liebenden Vaters und selbst liebend – also noch warten? Jedenfalls nicht auf eine „Parusie“, eine „Wiederkunft“ des Herrn an einem imaginären Ende der Welt, eine (wie vor vielen Jahren schon Rudolf Bultmann meinte) mythologische Vorstellung, die nicht ablenken darf von dem, was dem Menschen hier und jetzt schon geschenkt und auch von ihm gefordert wird.

Es ist ein großartiges Bild vom Menschen, das der Evangelist entwirft, ein Bild, das ihm viel zutraut, weil ihm auch viel geschenkt ist: nämlich fähig zu sein, Gott „Wohnung“ und „Heimat“ zu sein – auf dass Gott nicht heimatlos werde auf dieser Erde! Um wie viel mehr müssen wir, die wir nicht nostalgisch einem verlorenen Paradies nachtrauern wollen, den Heimatlosen dieser Erde mit offenem Herzen begegnen.

### Liebe Leserinnen und Leser,

immer wieder sucht das Pastoralblatt den Blick über den „Tellerrand“ der deutschen Bistumslandschaft. Diesmal hilft dabei **Dr. Ferdinand Oertel**, im Ruhestand lebender Journalist im katholischen Zeitschriftenwesen und beim Rundfunk mit langjähriger Amerika-Erfahrung. Er bietet eine Zusammenfassung seines soeben erschienen Buches zum „American Way“ der katholischen Kirche. Konzentriert informativ gewährt er Einblick in eine hierzulande eher wenig bekannte Entwicklungsgeschichte, die er auf die Frage zulaufen lässt, ob dieser „American Way“ Sonder- oder Modellfall im Blick auf die Weltkirche ist.

**PR Dr. Christiane Bongartz**, Exerzitienseelsorgerin im Generalvikariat des Bistums Aachen, berichtet von einem Projekt, das zeitgleich zur „Heiligtumsfahrt“ 2014 stattfand und auf äußerst kreative Weise abseits der „Heiligtümer“ zum „Heiligen“ als Erfahrungsraum der mitmachenden Menschen führte.

**Prof. Dr. Peter Kohlgraf**, Lehrstuhlinhaber für Pastoraltheologie an der Katholischen Hochschule Mainz sowie Kölner Diözesanpriester, stellt eine Studie des „Bundesverbandes Kath. Ehe-, Familien- und Lebensberaterinnen und -berater e. V.“ vor und wertet sie aus unter der besonderen Fragestellung, inwieweit katholische Prägung bei Paarbeziehungen Vergebungsbereitschaft in Krisen in besonderer Weise fördert. Das Ergebnis ist eher ernüchternd. Damit ist aber für den Verf. nicht Resignation angesagt, sondern die Frage ist vielmehr, wie pastoral auf den Befund zu reagieren ist.

**Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff** aus Aachen positioniert sich in der aktuellen Diskussion zum assistierten Selbstmord bzw. der Beihilfe zur Selbsttötung und gelangt zu 5 sehr konkreten Statements.

**PR Dr. Werner Kleine**, Cityseelsorger in Wuppertal und Neutestamentler, widmet sich dem Paradox von Zeit und Ewigkeit in der Offenbarung des Johannes. Dies ist kein Thema einer theoretischen Abhandlung, sondern eher ein lebenspraktisch einzuholender Sachverhalt. Es geht – zugespitzt – um die Option zwischen „Vertröstung“ oder „Revolution“.

Einen sommerlich erholsamen August wünscht Ihnen von Herzen

Ihr



Gunther Fleischer

---

Ferdinand Oertel

# Die Kraft liegt in den Pfarreien

Der American Way der Kirche in den USA

---

Wenn Ende dieses Jahres der Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils vor 50 Jahren gefeiert wird, dürfte in Veranstaltungen und Akademietagungen die erst in der letzten Generalkongregation am 7. Dezember 1965 verabschiedete Erklärung zur Religionsfreiheit „*Dignatis Humanae*“ als besonders aktuell gewürdigt werden. Der Kölner Autor Heinz Linnerz, langjähriger Ressortleiter Kultur beim WDR-Hörfunk, nennt die Erklärung ein ganz großes Dokument des Zweiten Vatikanischen Konzils und der säkularen Entscheidungen der Kirchengeschichte: „Sie zieht den Schlussstrich unter das ‚konstantinische Zeitalter‘ in der Kirche mit seiner oft großartigen, aber in der Konsequenz unheilvollen Verquickung von ‚Thron und Altar.‘“<sup>1</sup>

In der Erklärung über die Religionsfreiheit wird zum ersten Mal die Unabhängigkeit kirchlicher Verkündigung von staatlichen Autoritäten und das Recht des Menschen anerkannt, sich auf Grund der Personenwürde frei nach seinem Gewissen entscheiden zu können. Im bis dahin geltenden Kirchenrecht galt es als ideal (als *Thesis*), wenn in mehrheitlich katholischen Staaten Konkordate das Verhältnis zur Kirche regelten. Als nur zeitlich vertretbar (als *Hypothesis*) wurde eine Trennung zwischen Kirche und Staaten bezeichnet, in denen die Mehrheit der Bevölkerung nicht katholisch war. Genau das traf auf die Vereinigten Staaten zu und wurde als zweitbeste Lösung vom Vatikan toleriert, weil die Katholiken in der Minderheit waren.

Der Wendepunkt in der kirchlichen Haltung zu Staaten wurde deshalb nicht von

ungefähr von amerikanischer Seite angestrebt und im Zweiten Vatikanischen Konzil durch maßgebliche Mitgestaltung des amerikanischen Theologen John Courtney Murray erreicht. Mit der Erklärung zur Religionsfreiheit wird die Trennung von Kirche und Staat anerkannt. Deshalb gilt dieser Konzilsbeschluss als das „Amerikanische Schema schlechthin“ und zeigte „eine neue Wahrnehmung der angelsächsischen Welt und der in ihr entwickelten demokratischen Formen durch die katholische Kirche.“<sup>2</sup>

Die kirchliche Anerkennung einer Staat-Kirche-Trennung fand statt, nachdem mit John F. Kennedy zum ersten Mal ein Katholik zum US-Präsidenten gewählt worden war. Das hatte den Weg zu Aufstiegsmöglichkeit der Katholiken in den Mainstream der Gesellschaft eröffnet und zur öffentlichen Anerkennung der Kirche als ebenbürtig mit den protestantischen Großkirchen geführt. So entwickelte sich nach Kennedy und Konzil in den Vereinigten Staaten ein spezieller American Way der Kirche, der ihr erstmals volle Freiheit in der Religionsausübung gab.

Trotz mancher Kontroversen über innerkirchliche Meinungsverschiedenheiten und Spannungen mit Rom sowie mit dem Staat hatten die Päpste Paul VI., dann vor allem Johannes Paul II. und auch Benedikt XVI. die Lebendigkeit der katholischen Kirche in den USA oft als zukunftsweisend bezeichnet. Johannes Paul II. sah in ihr mehrfach ein Modell für die Kirche in modernen Gesellschaften, ohne jedoch die Gefahren des Missbrauchs der Freiheit zu verschweigen.

## Der „erste Papst aus Amerika“?

Dieser American Way der Kirche in den USA geriet sofort in den Blickpunkt der Weltkirche, als mit Kardinal Jorge Mario Bergoglio „der erste Papst aus Amerika“ gewählt wurde. Auch in Nordamerika wurde dies so gesehen: Die Bischöfe hofften sogar, dass der neue Papst, der sich Franziskus nannte,

auf dem Rückweg seiner ersten Auslandsreise zum Weltjugendtag in Rio de Janeiro ein Stopover in den Vereinigten Staaten macht. Das geschah nicht und führte zu ersten Enttäuschungen in der US-Kirche. Für regelrechte Verwirrungen sorgten danach die ungewohnte Amtsausübung von Franziskus, sein einfacher Lebensstil und seine spontanen Interview-Äußerungen zu Kernfragen des Glaubens.

Übersehen wurde, dass Amerika ein Doppelkontinent ist, dessen Nord- und Südteile vollkommen unterschiedliche Entwicklungen genommen haben. Lateinamerika wurde von portugiesischen und spanischen Eroberern (keineswegs nur friedlich) besiedelt und missioniert. Die katholische Kirche war in den sich dabei bildenden Staaten nach europäischem Muster in eine Verbindung von Thron und Altar „eingebettet“. Bis heute gilt Lateinamerika trotz im Bodensatz weiterlebender religiös-mystischen Glaubensformen und dem Vordringen evangelikaler Sekten immer noch als der „katholischste Kontinent“.

Nach Nordamerika kamen erst über 100 Jahre später puritanische und calvinistische Pilgerväter, die vor der weltlichen und kirchlichen Macht in Europa flüchteten und an der Ostküste neue Kolonien gründeten. Sie wollten dort in Freiheit ein neues Jerusalem entsprechend ihrer Glaubensvorstellung errichten. Nach der Gründung der Vereinigten Staaten blieb das Land protestantisch geprägt. Die katholische Kirche musste sich ihren eigenen Weg erkämpfen.

Deshalb rückte die Frage in den Vordergrund, ob und wie die Kirche in Nordamerika mit den Vorstellungen des Papstes aus Lateinamerika kompatibel ist. Dies regte mich zu meinem Buch an.<sup>3</sup>

Dazu ein kurzer Einschub über meine biografische Disposition für dieses Thema: 1927 in Köln geboren, hatte ich das Glück, 1950 im Rahmen eines Re-Educati-

on-Programms der US-Besatzungsbehörde für die jüngste deutsche Kriegsgeneration zu einem einjährigen Studium in die USA geschickt zu werden. Zufall oder nicht, in meinem Geburtsjahr hatte Charles Lindbergh mit seinem „Spirit of St. Louis“ zum ersten Mal den Nordatlantik von Amerika nach Europa überquert, und mein Studienort wurde ausgerechnet St. Louis im Mittleren Westen; nicht nur das: ich kam auch noch an die katholische St. Louis University der Jesuiten. Dort konnte ich den „Spirit of America“ kennenlernen. Meine spätere journalistische Laufbahn, die bei der Kölner Kirchenzeitung begann, brachte es mit sich, dass ich nach dem Konzil fast jährlich in die USA reisen und über die Entwicklungen in der US-Kirche regelmäßig in deutschen katholischen Zeitschriften und in Rundfunkanstalten berichten konnte.

## Der amerikanische Freiheitsbegriff

Für die katholischen Einwanderer und ihre Kirche ist der amerikanische Freiheitsgedanke entscheidend geworden. Thomas Jefferson, der Hauptverfasser der *Unabhängigkeitserklärung*, mit der sich die 13 Kolonien im Juli 1787 in Washington von England lossagten, war davon überzeugt, dass Religion „die Grundlage für eine florierende Gesellschaftsordnung ist“. Im ersten Satz der *Declaration of Independence* wird die politische Abkehr von England zu einer „separate and equal station“ mit den „Laws of Nature and Nature's God“ begründet. Als „self-evident“ gelte es, dass alle Menschen gleich und von ihrem „Creator“ mit bestimmten unabdingbaren Rechten ausgestattet worden sind, darunter „Life, Liberty and Pursuit of Happiness“.

Die *Verfassung* der USA von 1787 enthält keinen Bezug auf Gott oder den Schöpfer, sie dient allein dem Ordnungsverständnis des föderalen Staates. Erst die 1791 in Kraft gesetzte *Bill of Rights* legt im 1. Verfassungszusatz die Trennung von Staat und Kirche fest: *Der Kongress darf kein Gesetz erlassen, das die Einführung einer Staats-*

religion zum Gegenstand hat, die freie Religionsausübung verbietet, die Rede- oder Pressefreiheit oder das Recht des Volkes einschränkt, sich friedlich zu versammeln und die Regierung um die Beseitigung von Missständen zu ersuchen. Dieser Verfassungszusatz wird viel zitiert, weil er als oberstes Prinzip der demokratischen Freiheit gilt: freie Religionsausübung und freie Meinungsäußerung.

Die Gründungsväter waren hochgebildete Persönlichkeiten, die ihre weltanschauliche Sicht aus den Aufklärungsgedanken gewonnen hatten, die Ende des 18. Jahrhunderts von Europa kamen. Wenn Sie von Religion sprachen, dachten Sie kaum an verfasste Kirchen, sondern an die Individualrechte auf Leben, Freiheit und Streben nach einem glücklichen Leben (letzteres im Sinne von Aristoteles). Aus diesem Grund hat der Staat in Amerika von Anfang eine ausgeprägte föderale Struktur, die der nationalen Regierung nur die wichtigsten Gesetzgebungen belässt, während die Bundestaaten bis heute in vielen Bereichen regionale Gesetzeskraft besitzen. Das führt gegenwärtig dazu, dass es z.B. weder eine gemeinsame Regelung für die Ehe noch für den Lebensschutz Ungeborener gibt, sodass die Kirche in ständigem Ringen mit den gesetzgebenden staatlichen Instanzen in Washington und den 50 Bundesstaaten steht.

## Aufblühen im Ghetto

Trotz der verfassungsmäßigen Trennung von Staat und Kirche sind die Vereinigten Staaten nicht zu einem laizistischen Staat geworden wie etwa Frankreich, sondern schon 1835 hat der Franzose Alexis de Tocqueville nach seiner längeren Reise durch die USA in seinem Standardwerk „Über die Demokratie in Amerika“ festgestellt, dass diese Trennung keineswegs zu einem religionslosen Gemeinwesen geführt hat. Die Gesellschaft wurzle vielmehr fest im Boden des Protestantismus. Heute beruht die

Identität der Amerikaner auf einer Art Zivilreligion. Ihre Kennzeichen sind für alle Bürger öffentliche „Glaubensbekenntnisse“ wie die stark patriotisch motivierte Treuebekundung *Pledge of Allegiance* zur amerikanischen Republik als „eine Nation unter Gott“ und das *American Creed* mit dem Bekenntnis zu den demokratischen Freiheitsidealen „government of the people, by the people, for the people“, errichtet auf den Prinzipien von „freedom, equality, justice, and humanity“.

Auf dieser Grundlage der amerikanischen Demokratie hatten die Katholiken von Anfang an schlechte Karten: „Ein Katholik kann kein echter Amerikaner sein, die Kirche ist unamerikanisch.“<sup>4</sup> Dies galt bis zu Kennedys Zeiten. Bis dahin war die Kirche

- eine Einwandererkirche weißer Europäer
- eine Ghettokirche, die von unten nach oben heranwuchs
- eine Freiwilligkeitskirche
- nur eine von mehreren Großkirchen
- und eine streng hierarchisch geführte Kirche.

*Einwandererkirche:* Wie die Vereinigten Staaten durch europäischen Einwanderer besiedelt wurden, entstand die katholische Kirche auch durch weiße Europäer. Afrikaner, damals Neger, heute Afro-Amerikaner genannt, waren als Sklaven nicht nur gesellschaftlich geächtet, sondern fanden sich in eigenen Gospelgemeinden zusammen (die katholische Kirche hat Sklaverei bis ins 21. Jahrhundert praktisch geduldet). Die Einwandererströme aus lateinamerikanischen Ländern (Latinos oder Hispanics genannt) und aus Fernost flossen erst seit Mitte des 20. Jahrhunderts in die USA.

*Ghettokirche:* Immer wieder angefeindet, von vielen Rechten ausgeschlossen, lebten die Katholiken in einem Ghetto. Die US-Kirche wuchs von unten nach oben und ging von katholischen Einwanderern vor Ort aus, von Basisgemeinden, wie man heute sagen würde. Dort entwickelte sie eine katholische Subkultur. Aus Europa einge-

wanderte Priester, meist Ordensleute, sowie Ordensschwwestern widmeten sich nicht nur der Seelsorge der Ankömmlinge aus der Alten Welt, sondern kümmerten sich darum, dass sie in der neuen Welt Fuß fassen konnten. Das bedeutete zunächst Bau von Gotteshäusern sowie Sorge um Wohnungen und Arbeit. Nach den großen Einwanderungswellen im 19. Jahrhundert folgten Einrichtungen für Erziehung, Kranken- und Armenversorgung. Schulen, Universitäten und Krankenhäuser wurden gebaut, die bis heute den besten Ruf haben. Und im Miteinander an Festtagen im Kirchenjahr fanden die Einwanderer ihre neue Heimat rund um den Kirchturm.

*Freiwilligenkirche:* Ihre Kraft zieht die Kirche daraus, dass diejenigen, die sich als Katholiken zu ihr bekennen, sich bis heute bei Pfarreien anmelden müssen, weil in den USA keine Registrierung der Religionszugehörigkeit erfolgt. Deshalb schwankt die Gesamtzahl der Katholiken 2015 zwischen knapp 60 und über 70 Millionen bei einer Gesamteinwohnerzahl von 320 Millionen. Wer sich anmeldet, engagiert sich auch voll für seine Kirche, nimmt regelmäßig am kirchlichen Leben teil und zahlt freiwillig seinen Zehnten (und oft mehr für kirchliche Vorhaben oder soziale Zwecke). Wenn die Kirche die persönlichen Erwartungen nicht erfüllt, wechselt man die Religionszugehörigkeit: Nach Statistiken tut das jeder dritte Amerikaner ein- oder mehrmals im Leben.

*Großkirchen:* Immer noch gehören die meisten Christen protestantischen Großkirchen an, die in mehrere Teilkirchen wie Lutheraner, Baptisten, Methodisten und Mormonen zersplittert sind. Die katholische Kirche ist inzwischen zahlenmäßig die größte Einzelkirche, ist jedoch eine von vielen, die jeweils die Wahrheit für sich reklamieren. Die Freiwilligkeit führt einerseits dazu, dass es einen Wettkampf unter den Religionsgemeinschaften um Mitglieder und Finanzen gibt, andererseits zu pragmatischem ökumenischen Zusam-

menwirken der christlichen Gemeinschaften und interreligiösen Kontakten zu Juden und nichtchristlichen Denominationen.

*Hierarchie:* Die Kirche war streng hierarchisch ausgerichtet. Eine Laienbewegung wie bei uns seit dem ersten Katholikentag 1848 gab es nicht. Auf lokaler Ebene existierten Ständesvereinigungen, später entwickelten sich auf nationaler Ebene eine starke Arbeiterbewegung (Dorothy Day) und die elitären Kolumbusritter. Die Bischöfe waren Autoritätspersonen, allerdings galten sie weniger als profilierte Theologen, sondern mehr als „Macher“ und Pragmatiker.<sup>5</sup> Die Geistlichen, Priester und Ordensleute, waren Hochwürden und Ehrwürdige Schwestern, doch die geweihten Oberen wurden im positiven Sinne als Garanten der Kirchenlehre und Pragmatiker der Pastoral anerkannt.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts bestimmten große irische Persönlichkeiten den Episkopat, und es kam zu Auseinandersetzungen über eine Amerikanisierung der Kirche, die Papst Leo XIII. in seinem Apostolischen Schreiben „Testem Benevolentiae“ als Modernismus verurteilte. Im Ersten Weltkrieg gründeten die Bischöfe, die zuvor im 19. Jahrhundert schon Plenarkonzilien abgehalten hatten, eine permanente Institution, den National Catholic War Council (NCWC), um katholischen Soldaten im Einsatz und ihren Familien in der Heimat beizustehen. Nach dem Krieg wurde dieser Bischofsrat zur Vorläufer-Organisation der späteren Bischofskonferenz.

## **Aufschwung und Krisen seit 1965**

Nach der gesellschaftlichen Öffnung für Katholiken durch Kennedy und der kirchlichen Öffnung für die Welt durch das Konzil trat die große Wende in der Geschichte der Kirche in den USA ein. Ihr American Way gewann sozusagen offizielle Anerkennung. Nach 1965 begann eine Hochblüte. Priester- und Orden erlebten einen Boom.

Das Gemeindeleben explodierte. Im gesellschaftspolitischen Raum beteiligten sich Katholiken an den Bürgerrechtsbewegungen und die Bischöfe schrieben Aufsehen erregende Hirtenworte zur Atomfrage und zur Wirtschaftsordnung. Ein Hirtenwort über Frauen scheiterte u.a. an Spannungen mit dem Vatikan und trug dazu bei, dass es in der US-Kirche zu Kontroversen zwischen progressiven und konservativen Flügeln im Episkopat und unter Laien kam.

Bereits nach 1968 war es zu innerkirchlichen Spannungen und Konflikten mit Rom über die Enzyklika „Humanae Vitae“ gekommen. Während die Bischöfe sich hinter das umstrittene Papstschreiben stellten, kam es zu Protestbewegungen von Laien und Priestern. Danach entstanden weitere Reformgruppen, darunter auch die „We are the Church“-Bewegung, die sich für die Laienmitwirkung bei Bischofsnennungen, Priesterweihe für Frauen, das Recht der Frauen auf Selbstbestimmung in der Prokreation, Anerkennung der Homosexuellen und eine zeit- und sachgerechte Sexuallehre einsetzten.

In den 1990-er Jahren wollte eine Common Ground-Bewegung des charismatischen Erzbischofs von Chicago, Kardinal Joseph Bernardin, der auch maßgeblich an den berühmten, unter Beteiligung des Kirchenvolkes entstandenen Hirtenbriefen beteiligt war, eine einheitsfähige Glaubensbasis entwickeln. Sie scheiterte u.a. daran, dass der konservative Flügel der Bischofskonferenz sich mit dem Argument dagegen stellte, dass über Kirchenlehre keine Diskussionen möglich seien. So blieb es bei einer fest zementierten Lagerbildung, die sich bis zur Gegenwart durch den Episkopat und das Kirchenvolk zieht.

In die größte Krise ihrer Geschichte wurde die US-Kirche 2001 gestürzt, als jahrzehntelange sexuelle Missbräuche von Kindern und Jugendlichen durch Geistliche aufgedeckt wurden, die von Bischöfen vertuscht worden waren. Durch unentschlossenes

Verhalten zu den Skandalen verloren die Bischöfe in der Öffentlichkeit jegliche Glaubwürdigkeit. Erst durch Eingreifen von Rom wurden eine Aufklärung in Gang gesetzt und Maßnahmen zum Schutz vor Missbrauchsfällen sowie zur Wiedergutmachung an den Opfern erbracht (wobei die finanziellen Leistungen fast ein Dutzend Bistümer in einen vorübergehenden Konkurs trieben).

## **Kirche im Umbruch**

Im Jahr 2015 hat sich die Situation der Kirche in den USA noch auf andere Weise zugespitzt. Der Grund dafür sind die unerwarteten weltweiten Umwälzungen der Postmoderne durch technischen Fortschritt im Kommunikationswesen, Vorrang von Finanzen und Wirtschaft in der globalisierten Welt sowie Verlust einer verbindlichen Wertordnung. Anything goes, alles ist möglich. In seinem Buch „The Future“ hat der amerikanische Politiker Al Gore von einer profitgierigen Welt-AG gesprochen, in der die demokratischen Wertprinzipien der USA verloren gingen. Als Grund dafür nennt er u.a. den Missbrauch des Internets durch Manipulationen von Finanz und Politik.<sup>6</sup> Der Theologe und Chefredakteur des ökumenischen Magazins „First Things“, R. R. Reno, sieht eine weitere Tendenz darin, dass ein Wandel der Auffassung von Freiheit stattgefunden hat, der sie zu einer rein individuellen persönlichen Angelegenheit verschoben hat.

Unbestreitbar hat der Rückgang der Kirchlichkeit auch die USA erreicht: Weniger Gottesdienstbesuch, weniger geistliche Berufe, weniger Spenden. Pfarreien müssen zusammengelegt, soziale Institutionen geschlossen werden. Die Kirche hat sich gegenüber der Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils grundlegend verändert.

- Es ist keine Kirche der Weißen mehr, sondern eine vielfarbige Kirche. Nur noch 45 Prozent sind weißer Hautfarbe,

40 Prozent sind hispanischer Herkunft, 15 Prozent Afro-Amerikaner, Asiaten und Eingeborene.

- Es hat ein grundlegender Generationenwechsel stattgefunden. 20 Jahre nach Konzilsschluss lebte nur noch ein Drittel der Vorkonzils-Generation (vor 1945 Geborene), fast die Hälfte gehörte zur Konzils-Generation (zwischen 1941 und 1960 Geborene) und schon rund 20 Prozent zur Nachkonzils-Generation (zwischen 1961 und 1980 Geborenen). 2010 zählten nur noch 10 Prozent zur Vorkonzils-Generation und 33 % zur Konzils-Generation. Über die Hälfte gehörte zu den Nachkonzils-Generationen.
- Es hat eine Schwerpunktverlagerung gegeben zwischen Stadt und Land und regional. Im Nordosten an der Atlantikküste und im Mittleren Westen findet ein starker Rückgang der Kirchlichkeit statt, an der Westküste und vor allem im Süden breitet sich die Kirche sogar aus.
- Verändert hat sich dementsprechend auch das religiöse Verhalten. 2014 besuchen 45 Prozent der sich selbst als katholisch bezeichnenden Amerikaner einmal im Monat und an den Festtagen einen Gottesdienst. Das sind vorwiegend Katholiken der Konzils- und Nachkonzils-Generationen. Zum harten Kern der Gläubigen werden nur vier Prozent gezählt. Sie sind die Aktiven, die regelmäßig zur Kirche gehen und das Gemeindeleben mitgestalten. Dazu zählen die ganz Alten der Vorkriegs-Generation und die Älteren der Konzils-Generation. Die Mehrheit, 51 Prozent, lebt „an der „Peripherie“. Das sind sowohl Angehörige der mittleren Generation, die mitten im Leben stehen, und Teile der jungen Generationen. Die im Internetzeitalter Heranwachsenden setzen andere Prioritäten als die Vorgenerationen: der Einsatz für Frieden, Umwelt und soziale Dienste ist ihnen wichtiger als der Katechismus.<sup>7</sup>

## Hoffnung auf Papst Franziskus

Schon die Ankündigung des Papstes, im September die USA anlässlich des Weltfamilientages in Philadelphia zu besuchen, einen Monat vor der zweiten Sitzungsperiode der Weltbischofssynode über die umstrittene kirchliche Ehe-Lehre, hat das Klima in der US-Kirche entspannt: Traditionalisten und Liberale versuchen, ihre Auseinandersetzungen auszusparen und zu überbrücken. Man will dem Papst eine Kirche auf dem Weg in die Zukunft zeigen, wie es Kardinal Timothy Dolan ausdrückte.

Die Bischöfe konzentrieren sich auf die Stärkung der Ehe, den Schutz des Lebens von der Zeugung bis zum Tod, die Hilfe für die Armen und Benachteiligten, vor allem für die elf Millionen „undocumented“, illegal im Land lebenden Hispanics. Entschieden wenden sie sich gegen Liberalisierungsgesetze der Obama-Regierung. In Mandaten seiner Gesundheitsreform und der Ausdehnung des Ehebegriffs auf gleichgeschlechtliche Paare sehen sie Gefahren für die freie Religionsausübung.

Unter dem Titel „Making All Things New“ hat Kardinal Dolan im Erzbistum New York ein Programm zur Neustruktur gestartet. Ziel ist die Stärkung des Glaubens, verbunden allerdings mit Einschnitten. Neben Schließungen von Schulen und wird eine große Zahl von Pfarreien zusammengelegt. Dort soll die Pastoral verstärkt werden, denn der Erzbischof weiß, dass die Kirche in den Gemeinden lebt. Vor Ort wird nach wie vor, wenn auch eingeschränkt, der sprichwörtliche „American Spirit“ sichtbar: engagiert und pragmatisch, offen für Experimente.

Zur Entspannung in der US-Kirche hat auch Papst Franziskus selbst beigetragen. Durch die Beilegung des langjährigen Lehrstreites zwischen Rom und den US-Frauenorden hat er einen großen Stolperstein vor seiner Septemberreise in die USA beiseite geschafft. Allerdings deuten Beson-

derheiten seiner Reise darauf hin, dass es ihm um mehr geht als nur den Besuch einer Ortskirche und eines Weltfamilienkongresses. Mit dem Vorhaben, den spanischen Franziskaner Juniper Serra heilig zu sprechen, der schon vor der Gründung der Vereinigten Staaten von Mexiko aus eine Missionierung Kaliforniens begann, weitet er den Blick auf die Verbindung zwischen Nord- und Lateinamerika hin. Im Päpstlichen Nordamerikanischen Kolleg in Rom hat er Pater Serra zwar sogar in die Reihe der Gründerväter der USA eingeordnet, aber die historischen Missionierungsleistungen der Kirche in „beiden Amerikas“ unterstrichen und ihr Zusammenwachsen in unserer Zeit als Ziel bezeichnet. Unterstrichen wird diese Vision dadurch, dass er auf dem Weg in die USA vorher noch einen Kurzbesuch in Kuba macht.

Bleibt die Frage, ob der American Way ein Sonderweg bleibt oder ein Modell für die Weltkirche ist. Vielleicht kann er beides bleiben. Im Zuge der Profilierung der jungen Kirchen in Asien und Afrika gemäß ihrer eigenen Kulturen dürften sich weitere Sonderfälle entwickeln, die ihrerseits eigene Erfahrungen modellhaft in die Weltkirche einbringen. Und der American Way könnte dazu beitragen mit seinen Erfahrungen in einer postsäkularen Gesellschaft, in der Staat und Kirche getrennt sind.

Jedenfalls setzt die US-Kirche voll auf den neuen Kurs von Franziskus. Als der kürzlich nach langer Krankheit verstorbene Erzbischof von Chicago, Kardinal Francis E. George, einer der profiliertesten Theologen in der US-Kirche, einmal gefragt wurde, was die weltweite Begeisterung für Papst Franziskus erkläre, hatte er treffend geantwortet: „He is free!“

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Linnerz, Heinz: Das Konzil hat gesprochen. Themen-Texte-Tendenzen. Kevelaer 1966.
- <sup>2</sup> Maier, Hans: Böse Jahre, gute Jahre. München 2011.
- <sup>3</sup> Oertel, Ferdinand: „Kennedys Katholische Erben. Der American Way der Kirche in den USA vom Konzil bis zu Franziskus: Sonderweg oder Modell für die Weltkirche?“. Einhard Verlag, Aachen 2014. Schriftenreihe der Bischöflichen Akademie und der Hauptabteilung Pastoral/Schule/Bildung im Bistum Aachen. Herausgeber Rolfpeter Cremer und Karl Allgaier. 180 S., 14,80 Euro.
- <sup>4</sup> Hertlein, Ludwig SJ: Geschichte der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten. Berlin 1954.
- <sup>5</sup> Fogarty, Gerald SJ (2004): Amerikanische Religionsfreiheit und Spannungen mit dem Vatikan. In: Kremp, Werner: Katholizismus im Atlantischen Raum. Trier 2013.
- <sup>6</sup> Gore, Al: The Future. New York 2014.
- <sup>7</sup> Statistiken im Internet unter [www.cara.georgetown.edu](http://www.cara.georgetown.edu) (Center for Applied Research in the Apostolate) und [www.pewresearch.org/religion](http://www.pewresearch.org/religion) (Public Relation Research Center). Siehe auch Sonderheft des Jesuiten-Magazins „America“ vom 18. Mai 2015.

# „Heilig“

Wenn das Rahmenprogramm ins Zentrum rutscht

---

## Was passiert ist

Im vergangenen Jahr feierte ganz Aachen bei schönem Wetter und in gelungener Kooperation mit der Stadt und ihren Gästen die traditionelle Heiligtumsfahrt. Ein Kirchenevent, aus dem innersten Raum der Kirche, konkret dem Marienschrein im Dom, hervorgeholt: sieben Heiligtümer (vier im Aachener Dom, vier in Kornelimünster), die alle sieben Jahre in prächtigen und seit Jahrhunderten im Prinzip unveränderten Ritualen den Menschen gezeigt werden.

Aus verschiedenen Gründen (magisches Glauben auf dem Vormarsch, Eventisierungskultur, Brauchtum) läuft diese Veranstaltung nach wie vor sehr gut, wenn man die Besucherzahlen (125000) und die vorherrschende beschwingte Stimmung als Indizien nehmen darf. Die Frage, wie sie inhaltlich zu bewerten ist, bleibt schwierig. Der inhaltliche „Kern“, um den sich alles dreht, ist das Geheimnis, im Weihrauchnebel augenfällig verborgen, sagen die einen. Die anderen weisen auf den ehemaligen konkreten Alltagsgebrauch der im Marienschrein aufbewahrten Heiligtümer hin: Die Windel Jesu, das Marienkleid, das Lendentuch und das Tuch Johannes des Täufers.

Beim Nachdenken über die ursprüngliche Schlichtheit der heutigen Reliquien, über ihren alltäglichen Gebrauch, die in Spannung stehen zu ihrer kostbaren Umhüllung, ihrem goldenen Aufbewahrungsort, entspannt sich eine Idee. Sie bot den Rahmen, um Heiliges und Alltägliches zusammenzubringen. Sie schuf Raum für Verhüllung und damit für das Wesentliche, was

verhüllt oder auch gezeigt wird, ganz in der traditionellen Bewegung der Reliquienwallfahrt.

Sie sollte Menschen aus kirchlichen und nichtkirchlichen Gruppen anregen, sich selbst mit dieser Spannung auseinanderzusetzen. Die Bleiberger Fabrik, eine Bildungseinrichtung in Aachen, kooperierte zur Umsetzung dieser Idee mit der Bischöflichen Verwaltung, beraten und begleitet von der Aachener Künstlerin A. M. Can. Titel: „Heiligtümer des Alltags“

## Was dahinter steckt

Wir denken zurück bis zu Paul Ricoeur, der die Entfaltung der „Narrativen Identität“ des Menschen beschrieb. Der Mensch ist ein narratives Wesen. Er äußert sich durch Worte und Sprache und setzt sich dadurch in ein Verhältnis zur Welt, zu den Dingen und sich selbst. Wenn Worte zu Erzählungen werden, geschieht dies umso wirkungsvoller, auch wenn Geschichten und Erzählungen zunächst wie Umwege und Verhinderungen von Unmittelbarkeit wirken.

Aber bleiben wir zunächst bei der Sprache: Das große Haus. Das leckere Essen. Das grüne Kleid. In jeder syntaktischen Komposition wollen Adjektive die nähere Beschreibung eines Substantives. Um was für ein Haus handelt es sich? Um ein großes Haus.

Ein Adjektiv wie heilig dagegen macht es dem zeitgenössischen Benutzer schwer. Das heilige Zeichen, der heilige Stuhl, der heilige Martin - die dazu spontan fallenden Substantive gehören nicht der Alltagswelt an, sondern bezeichnen heute eine religiöse Sonderwelt. Einer Welt in Distanz, in einem Gegenüber.

Wenn man dagegen fragt, was dir heilig ist, was ja sprachlich zumindest legitim ist, wird es handhabbarer.

Heilig ist mir ... Vervollständigen Sie den Satz!

Wir holen das „Heilige“ aus der absoluten Distanz heraus, aus unserem Reflex, es weit weg, im absoluten Gegenüber zu lokalisieren, und machen es zu einem erfahrbaren Phänomen.

Indem Menschen sich darauf einließen, mit dem Wort „heilig“ zu spielen, und angeregt von der Geschichte der wirklichen Aachener Heiligtümer entdeckten sie ihre eigenen Geschichten mit dem Heiligen.

## Wie es ablief

Fünf Schritte ins Herz des Projektes:

*Eins:* Das Heilige, sprich Glitzernde, Besondere, Wertvolle auf der einen Seite, auf der anderen der Alltag, sprich das Übliche, Tägliche, Gewohnte, allseits Bekannte. Zwischen diesen beiden eine Beziehung herzustellen, war die Aufgabe. Diese beiden Dinge, die beim ersten Nachdenken kaum zusammenfinden, sollten miteinander korrelieren, und das war dann schon implizit die Aufgabenstellung und These: Stellt euch vor, **das Heilige und der Alltag** haben etwas miteinander zu tun! Das, was dir heilig ist, hat etwas mit deinem Alltag zu tun! Was bedeutet das dann?

*Zwei:* Es fanden sich **Gruppen**, die Lust hatten, sich mit dieser Aufgabenstellung auseinanderzusetzen. Die Klasse 4 a der Gemeinschaftsgrundschule Gerderath. Die Katholische Hochschulgemeinde Krefeld. Die Gruppe der „Grünen“ aus Aachen, eine Gruppe von Hospizmitarbeiter/innen, ein Jugendverband, Bewohner/innen eines Altenheims uvm.

Ein Schritt, der Anstrengung bedeutet, aber auch immens bereichert: Die Auseinandersetzung in der Gruppe zwischen dem Ich und dem Wir: Wieviel gebe ich preis von dem, was mir heilig ist? Wieviel erzähle ich? Wie nehmen die anderen das auf? Wie kann es weiterentwickelt werden, wie können wir als Gruppe dazu etwas ent-

wickeln? Wo liegen Gemeinsamkeiten, wo Unterschiede? Gibt es vielleicht etwas, das uns gemeinsam heilig ist? Das uns alle verbindet?

*Drei:* Der darin liegende dritte Schritt entstand beim Weitergehen in die Tiefe: Was zeige ich von mir? Was wage ich zu zeigen, den anderen mitzugeben? Was ist zu **privat**, was kann ich **öffentlich** machen?

*Vier:* Umspannt und gleichzeitig gebunden, aufgefangen und inspiriert wurde dies dann durch den nächsten Schritt: Die Gruppen blieben nicht allein. Als Hilfe, die eigenen Gefühle und Zugänge kreativ auszudrücken, sprang jeder Gruppe eine **Künstlerin** oder ein **Künstler** zur Seite, der oder die mit ihnen gemeinsam ein Objekt entwickelte, also quasi aus dem Gefühlen, Erzählten, dem Vielen und den tausend Dingen, die alle subjektiv sind, ein anschauliches, fassbares, meist sehr großes und raumgreifendes Objekt zu schaffen. Die Künstlerinnen und Künstler brachten ihre eigene Sicht zu sehen und zu arbeiten (ihr „Thema“, also ihren Zugang) mit, und arbeiteten in dieser Weise mit der Gruppe.

*Fünf:* Der Schritt, sie öffentlich zu **zeigen**. Als die von siebzehn Gruppen erarbeiteten Kunstwerke in der Nikolauskirche ausgestellt waren, hatten sie etwas enorm Raumgreifendes und schienen förmlich zu explodieren.

Keine stille besinnliche Ausstellung, sondern starke, lebendige, fröhliche und powerful Ausstrahlung bei gleichzeitig tiefgehender und ergreifender, die Betrachterin fast erschlagender Intensität: das, was in den Gruppen geschah, der Prozess, der innerlich abgelaufen ist, dann in äußerlich sichtbaren Objekten sichtbar werden zu lassen; das Innere und das Äußere in Beziehung zu bringen; das subjektiv Empfundene ins objektiv Erfundene zu verwandeln.

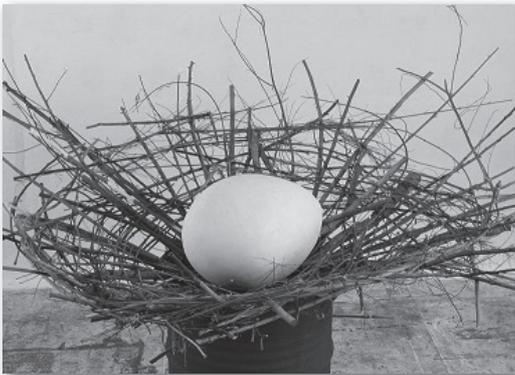
## Wie es aussieht

„Wir sind alle keine gläubigen Menschen“, sagt zumindest eine Gruppe von sich. Wie um erstmal klarzumachen, dass sie nun wirklich keine Spezialisten in der Frage des Heiligen sind; dass sie darin debütierten. Aber auch mit dem Selbstbewusstsein in der Stimme, sich mit dem Ergebnis nicht verstecken zu müssen.

Dann geht man durchaus kritisch zwischen den Objekten hindurch und, auch wenn es nach Übertreibung klingt, es ist, als ginge eine besondere Stärke von ihnen aus; als ströme die Energie, die die Erschafferinnen und Erschaffer der Werke dort hineingelegt haben, ebenso dicht wieder aus ihnen heraus. Woher kommt diese Intensität, frage ich mich, seit ich dort war.

Exemplarisch einige Eindrücke:

Ich sehe ein riesiges Ei, geborgen in der Mitte eines überdimensionalen Nestes aus Stöcken und Ästen, stabil auf einer rostigen Tonne gebaut. Eierstöcke, Eisprung, Assoziationen des Lebens.

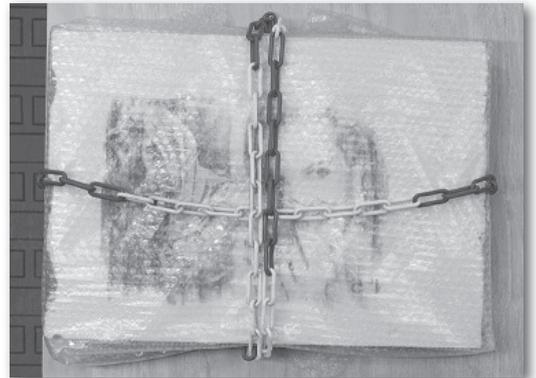


Ich sehe einen sehr alten Koffer, aufgeklappt, ebenso alte Schwarzweißfotos, gestellt, von Menschen, dazu eine Puppe aus einer anderen Zeit, ein gestickter Umhang, bestickte Deckchen, Poesiealben,

ein großes schwarzes Kreuz, die feine Porzellantasse. Handarbeiten von hohem Wert, in denen Gefühle verarbeitet sind.



Ich sehe gemalte Bilder, die dick verpackt und verschnürt wurden, unscharf gemacht. Unkenntlich.



Ich sehe einen Tisch, auf dem die Hände liegen, von jedem ein anderes Paar, in eigener Geste, alle fließen in die gemeinsame Mitte.



Ich sehe eine hochaufragende Säule, an ihr hängen Silben, Wortstücke, und Dias.  
 Aus ihnen, den Fragmenten, entsteht Inspiration, in ihnen kann man sich aber auch verlieren, kann sie selbst nicht finden, keine Worte, keine Inspiration, keine Ideen. Woher kommt das, was nicht ist?



Ich sehe noch etwas, das nicht ist, das ausgeschnitten ist aus Holz. Eine Frauenfigur, ausgeschnitten aus einer aufrecht stehenden Holzkiste, im Hintergrund blau, in aufstrebender Geste. Assoziationen an ei-

nen Sarg und die Auferstehung, an Dasein und Wegsein, an Erinnerung und Haltung.



## Was es bedeuten kann

Die Hospizgruppe aus Aachen hat dieses letztbeschriebene Objekt gemeinsam gestaltet, sie wollte Respekt ausdrücken und eine offene Haltung gegenüber Menschen, als ihr gemeinsames Heiligtum des Alltags.

Ein Bibelkreis beschreibt sich als zögernd und unsicher, aber nur am Anfang, der dringend Mut und Anstoß brauchte von Seiten der Künstler, um sich an das Thema heranzuwagen.

Die Gruppen berichten ausnahmslos alle, wie sehr ihnen der Prozess „ans Herz“ ging, wie intensiv die Gespräche waren, denn es ging um das eigene Leben, die Lebensleistung, die eigenen Herausforderungen, es ging um das Liebste, um kostbares Vergangenes, es ging darum, es zu entdecken und behutsam zu behandeln, zu verpacken und das zu zeigen, was möglich ist.

Die begleitenden Künstler A. M. und Aylin Can, Vera Sous, Dominique Muszynski, Antonio Nuñez und Sebastian Schmidt beschrieben das Entwickeln der Idee als das eigentlich „Heilige“ in diesem Projekt. Die

Gruppen schlossen sich ihnen da an, begeistert von dem Prozess, den sie als „heilig“ erlebten. Etwas zu schaffen, was das Innere sichtbar macht, wurde als heilig empfunden.

Die Erfahrung mit diesem Projekt ermutigt, als Kirche auch weiterhin mit Menschen der Frage nachzugehen, was ihnen ganz Grund ist zu leben.

Erschrocken macht dabei gleichzeitig die Rückmeldung vieler Teilnehmer: „Wir waren sehr erstaunt, dass die Kirche ein solches Projekt möglich macht. Wir dachten nicht, dass sich die Kirche dafür interessiert, was in uns vorgeht, sondern dachten, dass sie uns sagen will, worum es im Leben geht.“

Die Kirche hat schon immer mit der Kunst korreliert.

Jahrhundertlang stand die Kunst dabei im Dienst der Kirche und hatte die Aufgabe, Glaubensgeheimnisse darzustellen und auszulegen.

Als die Kunst sich daraus befreite und seit der Aufklärung einen eigenen Weg ging und geht, blieb doch in Vielem ein gemeinsamer Bezugspunkt: das „Andere“.

Es gibt etwas, was wir auf den ersten Blick nicht wahrnehmen, es gibt etwas „Anderes“, etwas „Fremdes“. Und es gibt die existentiellen Fragen. Dietrich Bonhoeffer meinte dazu: „Der Christ und der Künstler können von sich ab- und über sich hinaussehen und ‚Gott‘ sagen“. (Eberhard Bethge, Hg., Gesammelte Schriften V, 357, München 1958).

Berührungspunkte zwischen Kirche und Kunst gibt es viele, und hier in diesem Projekt konnte in gleichberechtigter Zusammenarbeit zwischen Künstlerinnen und Künstlern, die sich als Begleiter zur Verfügung stellten, den Menschen in den Gruppen und dem von der Kirche behaupteten Thema etwas Sichtbares geschaffen werden, was über sich hinaus weist, sowohl in die Tiefe als auch in die Weite, das Fremde, von dem wir nicht viel wissen

und manchmal es als Gottes Anwesenheit deuten.

Einladend Geschichten zu erzählen, vermittelt durch Geschichten transportierende Medien wie Malerei, Objekte, Film und Vieles mehr, kann, wie dieses Projekt zeigt, hier einen Weg anbieten, der eigenen Lebensdeutung und den damit verbundenen Zweifeln und Hoffnungen Ausdruck zu verleihen.

Der verstorbene Aachener Bischof Klaus Hemmerle empfahl, das Heilige zu lassen, statt es zu fassen.

Geht es der Kirche um das Wachhalten der Frage nach Gott, nach dem Heiligen und gehen wir davon aus, dass es sich beim Heiligen um eine anthropologische Konstante handelt, um ein Wesensmerkmal des Menschen, sein Angewiesensein auf und seine Suche nach ein(em) Gegenüber, dann sollte sie unverzagt weiterhin in Demut diese Frage stellen und Räume und Begleitungen ermöglichen, in der dieser Suche nachgegangen werden kann.

#### **Anmerkungen:**

Abdruck der Bilder mit freundlicher Genehmigung der Bleiberger Fabrik, Bleiberger Straße 2, 52074 Aachen.

Peter Kohlgraf

# Vergeben und Verzeihen in Partnerschaften

Erste pastoraltheologische Perspektiven aus einer Studie<sup>1</sup>

## 1. Das Anliegen

Im Oktober 2014 konnte der „Bundesverband Katholischer Ehe-, Familien- und Lebensberaterinnen und -berater e.V.“ erste Ergebnisse einer breit angelegten Studie vorlegen, deren mögliche pastorale Konsequenzen auf einem Studientag in Köln am 5. Februar 2015 diskutiert wurden<sup>2</sup>. An der Durchführung hat sich neben der TU Braunschweig auch die Katholische Hochschule Mainz beteiligt, und es war für einen Pastoraltheologen gewinnbringend, mit einer Gruppe Studierender qualitative Antworten von Befragten inhaltsanalytisch auszuwerten. Dabei wurden drei unterschiedliche Befragungsgruppen zugrundegelegt. Das Institut TNS-Emnid befragte 1396 repräsentativ ausgesuchte Personen aus der Bundesrepublik Deutschland, um ihre Erfahrungen und Verhaltensweisen in der Partnerschaft, besonders im Hinblick auf Wohlwollen, Wohlbefinden, Partnerschaftszufriedenheit und Vergebungsverhalten, zu erfassen. Spannend war für den Theologen dabei die Möglichkeit, prüfen zu können, ob es einen Zusammenhang zwischen positiven Erfahrungen in Beziehungen und einer bestehenden religiösen Grundhaltung und Praxis gibt. Daneben liegen Antworten zweier weiterer Befragungsgruppen vor, die mit Hilfe eines Fragebogens untersucht wurden: ca. 270 Paare aus dem Kontext katholischer Eheberatung und eine ähnlich starke Gruppe, die teilweise aus dem kirchlichen Umfeld kommt.

In diesem Fragebogen gab es die Aufforderung, kurz eine Verletzungssituation in der Partnerschaft zu schildern und mögliche „Strategien“ darzustellen, die den einzelnen Personen geholfen haben, mit der Verletzung umzugehen oder sich gar mit dem Partner/der Partnerin wieder zu versöhnen. Dabei haben sich in der Auswertung mit den Studierenden in einer groben Kategorisierung folgende Ergebnisse gezeigt:

Ursachen: Untreue/Fremdgehen, Verhaltensweisen des Partners, Verhalten gegenüber Dritten, Rollenverhalten in der Familie, unterschiedliche Denkweisen, Rückzug, Ausfälligkeiten (verbale und körperliche Gewalt), Krankheit und Suchtverhalten. Dabei treten bei vielen Paaren unterschiedliche Themen zusammen auf.

Als Lösungswege wurden genannt: Spirituelle Angebote, externe Gesprächsführung, eigene Reflexion/Selbsterkenntnis, Kommunikation mit dem Partner (auch Entschuldigung), Zeit/Abstand gewinnen, Verständnis/Empathie, Vergessen/Verdrängen, gemeinsame positive Geschichte erinnern, bewusste Entscheidung.

Diese Kurzantworten bilden insbesondere die Grundlage weiterer pastoraler Überlegungen. Denn viele Personen erweisen sich durchaus als kompetente Experten ihrer Beziehung, auch in Krisensituationen. Es geht in den theologischen Überlegungen nun nicht darum, den betroffenen Paaren ein theologisches Normenkonzept vorzulegen, nach dem sie ihre Probleme bewältigen können, sondern von ihren Kompetenzen zu lernen, und aus ihren Einsichten und Erfahrungen konkrete Hilfen für Beratung, Seelsorge und Religionspädagogik zu erarbeiten, die dann anderen betroffenen Personen oder Paaren helfen können, sei es in der Krise begleitend oder pädagogisch präventiv. Die Studien verfolgen ein praktisches Ziel: die Erarbeitung konkreter Hilfsmaterialien. Die ersten pastoraltheologischen Überlegungen können hier nur erste Perspektiven zur Weiterarbeit eröffnen.

## 2. Einblick in die Ergebnisse

Wenn man sich als Theologe mit einem solchen Thema befasst, liegt die Versuchung nahe, bei religiös praktizierenden Menschen eine höhere Vergebungsbereitschaft anzunehmen, gehört das Thema der Vergebung doch zum Kern der christlichen Botschaft. In den genannten Fragebögen wird dabei die Form der Religiosität erhoben, die etwa auch im Religionsmonitor die Grundlage bildet. Der Religionssoziologe Stefan Huber<sup>3</sup> unterscheidet dabei fünf Kategorien: 1. die Annahme von etwas Göttlichem, 2. eine inhaltliche Konzeption, 3. private religiöse Praxis, 4. öffentliche religiöse Praxis, 5. eine emotionale Dimension, Gefühl der Geborgenheit oder es Einsseins, der Bereich religiöser Erfahrung. Inhaltlich ist diese Definition von Religiosität recht unspezifisch und auf viele Glaubensmodelle anwendbar. Die Auswertungen der Ergebnisse sowohl der Fragebögen als auch der Antworten in der Befragung des TNS-Emnid-Instituts zeigen, dass es zwischen dieser Form der Religiosität und dem persönlichen Wohlbefinden, dem gegenseitigen Wohlwollen und der Vergebungsbereitschaft keine Korrelationen gibt. Eine private oder öffentliche Praxis, auch das sog. Glaubenswissen oder der Bereich der religiösen Erfahrung, haben zumindest im Hinblick auf das partnerschaftliche Verhalten allein keine ethische Relevanz. Das galt es erst einmal zu akzeptieren.

Bei der Gestaltung des Fragebogens für das Institut TNS-Emnid war es möglich, fünf Fragen einzubringen, die den religiösen Sektor auf eine spezifisch christliche Glaubenshaltung zuspitzen konnten. Es ging um ein Leben nach den Geboten Gottes, der Vergebungsbereitschaft im Sinne der Bergpredigt (besonders der entsprechenden Vater-unser-Bitte) und dem Glauben an einen barmherzigen Gott im Verständnis des Evangeliums. Auch hier, das muss eingestanden werden, lassen sich im Rahmen der durchgeführten Auswertungsschritte keine direkten Zusammenhänge auf die Vergebungsbereitschaft in

der Paarbeziehung in dem Sinne feststellen, dass Menschen angeben, aus christlichen Motiven von ganzem Herzen direkt vergeben zu haben. Allerdings gibt es erkennbare Korrelationen solcher christlich geprägten Menschen mit dem Wohlwollen gegenüber dem Partner, und dieses wiederum bildet eine Grundlage für Vergebung in der Partnerschaft. Ohne ins Detail zu gehen: Das bedeutet, ein spezifisch christlich geprägtes Gottesbild und das Bemühen um ein Handeln nach dem Evangelium kann einen Baustein für gegenseitiges Wohlwollen und damit für Vergebung bilden, nicht mehr und nicht weniger. Christlicher Glaube kann menschliche Kompetenzen fördern, es gibt jedoch nicht wenige Personen, die ihr Verhalten anders motivieren. In dem ganzen Bereich von Verzeihen und Vergeben bildet der Bereich des Christlichen, des Pastoralen, der Seelsorge *einen* Bereich, der erst dann für den Menschen und seine Beziehung zum Anderen fruchtbar wird, wenn er hilft, lebenspraktisch zu werden, indem er Empathie, Zärtlichkeit und Kommunikation fördert. Glaubenswissen, äußere Praxis und emotionale Erfahrungen für sich genommen helfen hier in keiner Weise. Die Ergebnisse sind zunächst ernüchternd: Glaube ist nicht die entscheidende Motivation für Vergebung; allerdings ist dabei auch ermutigend: Christlicher Glaube kann *eine* wichtige Hilfe für partnerschaftliches Leben und wohlwollendes Miteinander sein. Wer sich als Theologe oder pastoral Handelnder auf das Thema der Vergebung bei Paaren einlässt, wird sensibel dafür, dass Vergebung von nichtglaubenden wie von glaubenden Menschen in ähnlicher Weise praktiziert wird und dass es keine vollkommene Praxis bei Christen gibt, die sich wesentlich von anderen unterscheidet. Das entspricht aber doch der Botschaft vom Reich Gottes, das sich ja keineswegs allein im religiösen heiligen Raum entfaltet. Diesem Reich Gottes bei der Entfaltung im Leben von Menschen zu helfen, ist Aufgabe der Pastoral. Es ist ihre schöne Aufgabe, den Menschen zu helfen, die nach Wohlwollen und Hilfen auf dem oft

steinigen Weg der Versöhnung und Vergebung suchen. Sollten Menschen woanders die ihnen angemessene Hilfe finden, kann man auch dort neidlos die Herrschaft Gottes am Werk sehen. Viele der pastoralen Überlegungen, die sich an diese Ergebnisse anschließen, sind nicht völlig neu, aber sie beruhen auf einer doch weitgehend realistischen Wahrnehmung der Situation von Paaren, und sie warnen vor einer von Theologen und Predigern gern angenommenen Tatsache, dass man den Menschen den Glauben nur gut erklären müsse, dann könne er seine Wirksamkeit von allein entfalten.

In der Betrachtung der Antworten in den Fragebögen erscheint ein Gesamtbild, das vor jeder Schwarz-Weiß-Malerei bewahren sollte. Es kann nicht einfach davon gesprochen werden, dass die einen in schwerer Sünde, die anderen in einer idealen sakramentalen Beziehung leben. Mit rechtlichen Kategorien erfasst man die pastorale Wirklichkeit der hier angesprochenen Partnerschaften nur höchst vordergründig. Es gibt sakramentale Ehen, die gezeichnet sind von gegenseitigem Unverständnis und Gewalt, und wir stehen vor sakramentalen Ehen, die aus dem Glauben heraus auch nach Verletzungen neue Wege versuchen. Beide Lebensweisen gelten jedoch auch für andere Partnerschaften. Es verwundert wohl nur wenige, dass die Palette so bunt ist, für pastorale Überlegungen scheint mir jedoch diese Wahrnehmung nicht unwichtig zu sein. Davon wird hier noch zu sprechen sein. In allen Gruppen kann man auch wahrnehmen, dass Vergebung und Verzeihen für das Wohlbefinden und die Partnerschaftszufriedenheit wichtig sind und dennoch oft einen mühsamen Weg bedeuten. Sich dies einzugestehen, bewahrt auch religiös motivierte Menschen vor der sog. „Perfektionismusfalle“<sup>4</sup> oder einem vorschnellen Vergeben, das allein aus religiösem Pflichtbewusstsein geschieht.

Für die konkreten pastoralen Felder sind im Folgenden einige der Fragen handlungsleitend, die im Zusammenhang der Familiensynode an die Diözesen verschickt wur-

den. Erste Antwortversuche sollen auf der Basis der Empirie ein Beitrag zum Weiterdenken sein.

### 3. Konkrete Felder

*Welche Mittel, Familien zu unterstützen, gibt es neben der Verkündigung und der Anklage? Welche erzieherischen Maßnahmen gibt es, um ihnen vorzubeugen? Und was kann man tun, um Eheleute zu bestärken?*

Die Frage zeigt einen starken Realismus, indem sie zum einen anklingen lässt, dass die „normale“ Verkündigung allein nicht genügt, um Familien zu unterstützen, zum anderen eingesteht, dass kirchliche Lehre oft als Anklage empfunden wird. Der Papst möchte bessere Mittel finden, feste interpersonale Beziehungen zu stärken, und nimmt dabei auch die pädagogischen Hilfen in den Blick. Bereits die deutschen Bischöfe sprechen in einer Veröffentlichung zur Ehepastoral von der Bedeutung einer entfernteren Ehevorbereitung, die bereits in der Erfahrung von Kindern in der Herkunftsfamilie beginnen müsse.<sup>5</sup> Durch die Erfahrung von Liebe und Zuneigung der Eltern lernten sie dort eigene Beziehungsfähigkeit, Verantwortung und die Schönheit gelebter Beziehung. Religionsunterricht und Katechese könnten an diesen Erfahrungen anknüpfend die Bedeutung der christlichen Sexualmoral und des katholischen Eheverständnisses vermitteln. Daran ist zunächst sicher nichts auszusetzen. Allerdings blendet der Text jede dunkle Erfahrung aus, die für viele Jugendliche auch in „normalen“ Familien zum Alltag gehört, und er blendet ebenso die Realität der Kinder und Jugendlichen aus, die eben nicht in einer idealen Familie aufwachsen. Auch das Erleben von Krisen, die Erfahrung der Versöhnung und neuer Anfänge in den Familien dürfte zu den Elementen entfernterer Ehevorbereitung gehören. Ob es hilft, diese Realitäten auch im Hinblick auf christliche Familienwirklichkeit auszublenken, darf

doch bezweifelt werden. Auch zeigt die Realität, dass eine zu reibungslose Korrelation zwischen den Erfahrungen der Jugendlichen in den Familien und im eigenen Leben und der katholischen Familienmoral nicht so einfach gelingt. Man macht es sich zu einfach, dies allein auf eine unzureichende Katechese oder Verkündigung zurückzuführen. Betont die Kirche zu stark das ungetrübte Ideal einer heilen Familienwelt, trägt sie einen Teil dazu bei, dass für viele Menschen das Evangelium von der Familie keinen Bezug zum eigenen Leben findet. Die Ergebnisse der hier zugrunde liegenden Befragungen zeigen dies. Eine entferntere Ehevorbereitung kann demnach nicht allein darin bestehen, Inhalte zu vermitteln, sondern müsste auch Konfliktlösungskompetenzen und Kommunikationsfähigkeit stärken. Wer dies etwa im Kontext religionspädagogischer Arbeit versucht, bewegt sich nicht im Vorfeld katechetischer Arbeit, sondern legt wichtige Grundlagen für eine kompetente Partnerschaft im Erwachsenenalter.

### *Katechese*

In der Bewertung einer gelingenden Katechese stehen sich immer wieder zwei unterschiedliche Parteien gegenüber: Die eine fordert eine stärkere Systematisierung des Glaubensinhalts<sup>6</sup>, die andere baut auf religiöse Erfahrung. Legt man die Erkenntnisse der Studie zugrunde, erweist sich, dass wenigstens im Hinblick auf die Paarbeziehung beide Positionen den Kern nicht treffen. Weder das inhaltliche Konzept einer Religion allein noch die Erfahrung zeigen in diesem wichtigen Feld menschlichen Lebens eine ethische Relevanz. Erst wenn es gelingt, positive menschliche Kompetenzen wie Wohlwollen oder Vergebungsbereitschaft zu fördern, konkrete Kompetenzen einzuüben und zu stärken, entfalten die Inhalte ihre mögliche Kraft. Das spricht für eine handlungsorientierte und kompetenzorientierte Katechese. Dass die Inhalte des Glaubens dabei nicht unwichtig sind, hat die Auswertung der Befragung durch das

TNS-Emnid Institut durchaus gezeigt, aber sie werden falsch eingeschätzt, wenn man von ihnen eine gleichsam automatische Lebensrelevanz und ethische Fruchtbarkeit erwartet.

### *Das christliche Profil von Beratung*

Die Fragen zur Familiensynode ermutigen dazu, gemeinsame Werte bei Paaren im kulturellen Pluralismus zu suchen und diese zu unterstützen. Wenn die Kirche in der Beratung Paaren begegnet, bietet sie ihnen keine Lösungsstrategien aus einer katholischen Parallelwelt an. Wenn es gelingt, Vergebung anzuleiten, Zärtlichkeit und Kommunikation zu fördern oder neu zu ermöglichen, ist christlicher Auftrag gelungen. Gerade hier begegnet die Kirche den sog. Fernstehenden in einer ihrer wichtigsten Aufgaben: Zuhören und Begleiten. Dabei zeichnet es selbstverständlich die katholische Beratungstätigkeit aus, dass sie offen ist auch für die spirituelle Dimension von Vergebungsprozessen. Der Papst nimmt in seinen Fragen auch die Ausbildung von Seelsorgern in den Blick. Wenn er für eine begleitende Pastoral wirbt, kann er nicht davon ausgehen, dass solche auch spirituell begleitenden Kompetenzen bei jedem Seelsorger allein durch die Weihe (oder bischöfliche Beauftragung) in ausreichendem Maße vorhanden sind. Für die Ausbildung hieße dies, ein noch stärkeres Realitätsbewusstsein für die Situation von Paaren, Familien und Kindern zu schärfen, damit Begleitung auch durch den Seelsorger vor Ort oder gemeindliche Angebote geleistet werden kann. Dem Seelsorger würde eine entsprechende Ausbildung das Eingeständnis abverlangen, dass er eine mögliche Begleitung verhindert, wenn er manche Paare und Familiensituationen allein mit kirchenrechtlichen oder moralischen Kategorien bewertet. Ein weiterer Punkt erschwert eine seelsorgliche Begleitung von Paaren. Die immer größer werdenden Seelsorgebereiche denken eher von der sakramentalen Versorgung als von der seelsorglichen Be-

gleitung. Selbst wenn sich viele Priester, Pastoral- oder Gemeindeferentinnen und -referenten gerne als Seelsorger sehen, entspricht dies möglicherweise in vielen Fällen nicht mehr der tatsächlichen Wahrnehmung durch die Gemeindeglieder. Die Strukturen sind der begleitenden Seelsorge sicher nicht zuträglich.

### *Ehevorbereitung*

Das Gebiet der Ehevorbereitung und der Begleitung von Ehepaaren ist ein weites Feld. Diözesen und Dekanate bieten Eheseminare an, die durchaus die kommunikativen Kompetenzen fördern und Paare begleiten, innerhalb und außerhalb von Krisen. Insgesamt muss man jedoch feststellen, dass sich die eigentliche Ehevorbereitung in den meisten Fällen auf einige rechtliche und organisatorische Fragen im Gespräch mit dem trauenden Priester/Diakon beschränkt. Das Interesse mancher Paare beschränkt sich vielfach auf die alles überlagernden organisatorischen Themen des Hochzeitstages. Die Fragen zur Familiensynode eröffnen die Perspektive, Paare nicht nur vorzubereiten, sondern auch nach der Eheschließung seelsorglich zu begleiten. Dafür Konzepte zu erarbeiten, scheint mir ein dringliches Desiderat zu sein, bevor man verstärkt beginnt, über neue Möglichkeiten von Eheannulierung nachzudenken, wie es einige Bischöfe tun. Dahinter steckt ja die im Grunde genommene resignative Vorstellung, dass sich viele der Paare, die sich kirchlich trauen, der Tragweite ihrer Entscheidung ohnehin nicht bewusst waren und auch der Seelsorger nicht in der Lage war, sie gebührend vorzubereiten. Sollte dies zutreffen, wäre dies das Eingeständnis eines pastoralen Versagens größten Ausmaßes.

### *Das Sakrament der Versöhnung*

In den Befragungen kommt das Stichwort der Beichte, also des Sakraments der

Versöhnung, bei keinem der Befragten als Konfliktlösung vor. Das heißt nicht, dass nicht einzelne Beichten gingen, mit der Versöhnung in der Partnerschaft hat dieses zentrale Sakrament jedoch offenbar nichts zu tun. Dabei könnte es Weg zu einer Versöhnung nicht nur mit Gott, sondern mit einer eigenen Schuldgeschichte und damit einem Neuanfang sein, wie es die Theologie dieses Sakraments vorsieht. Es stimmt wohl, dass die Beichte ein beinahe totes Sakrament geworden ist, nur wenige nehmen das Angebot wahr. Schauen wir die Befragungen an, liegt es vielleicht gar nicht an einem sog. Unschuldswahn, der gerne als Grund genannt wird. Vielleicht liegt die „Unbrauchbarkeit“ an anderen Faktoren. Zu sehr ist die Beichtpraxis individualisiert: Ich beichte meine Sünden, es gibt einen Zusage, eine Buße und schließlich die Lossprechung. Eine soziale Kraft entfaltet das Sakrament oft nicht. Wichtige und weniger entscheidende „Sünden“ werden in Sündenkatalogen genannt, kaum ist es möglich, an einem Feld zu arbeiten. Eine Wahrnehmung der qualitativen Kurzwörter bestand darin, wie unterschiedlich die Einschätzungen der Lage bei Mann und Frau sein können, obwohl es sich um dieselbe Partnerschaft handelt. Sollten Mann und Frau nacheinander zur Beichte kommen, ist es noch nicht einmal möglich (Beichtgeheimnis!), beide in einem Prozess in einer gemeinsamen Angelegenheit zu begleiten oder ihn überhaupt zu initiieren. Und es ist auch nicht damit getan, einem Pönitenten als Buße aufzugeben, das Gespräch mit dem Partner zu suchen. Gelingende Kommunikation kann man nicht verordnen.

### *Gebet*

Manche der befragten Personen nennen die Notwendigkeit eines inneren Abstands zur Verletzungssituation. Schaut man sich die Gebetssprache der Psalmen an, begegnet man Menschen, die eine Sprache gefunden haben, Verletzungen und die Täter

an Gott „abzugeben“. Für andere war es wichtig, die eigene Persönlichkeit zu stärken, andere wollten sich nicht so wichtig nehmen. Man kann dies richtig verstehen. Sollte aber eine bestimmte Spiritualität dazu führen, eigene Bedürfnisse stets für minderwertig zu halten, wäre dies fatal. Eine bestimmte christliche Demuthaltung gilt es gerade nicht zu fördern. Christlicher Spiritualität geht es um starke Persönlichkeiten. Eine früh beginnende Vorbereitung auf Partnerschaft und Beziehung müsste eine Gebetsprache fördern, die solche Stärkung ermöglicht. Gegenseitige Empathie nennen nicht wenige Befragte als Grundlage für Vergebung und Versöhnung. Zwar war auch feststellbar, dass Beten in den eigenen vier Wänden nicht unbedingt die Empathie fördert, aber ich könnte mir Formen von Gebet und Meditation vorstellen, die unter Anleitung eines Seelsorgers die Sicht auf den Anderen schulen. Schließlich ist es eine alte Gebetspraxis, im Gebet die Welt und den anderen Menschen etwa mit den Augen Jesu betrachten zu lernen. Bestimmte Angebote von Gebetsexerzitionen oder auch persönlicher Anleitung können dies unterstützen. Aber auch im Bereich des Gebets gilt, von klein auf Menschen zu einer ehrlichen Gebetsprache hinzuführen.

### *Religiöse Sprache*

Die kirchlich verwendeten Begriffe im Zusammenhang mit Familie und Ehe stecken voll von theologischem Idealismus. Eine christliche Familie gründet auf dem Sakrament, sie ist Hauskirche, Abbild der Dreieinigkeit und der Beziehung Christi zu seiner Kirche. Das soll nicht bestritten werden, denn solch ein Selbstverständnis kann ein starkes Fundament einer Partnerschaft sein. Erste Antworten der päpstlichen Umfragen aus dem Jahr 2014 zeigen jedoch auch das Unbehagen mancher Familien angesichts eines solchen Anspruchs. Wie passen in ein solches sakramentales Konzept Krisen, Schuld und auch Versagen

hinein? Der theologische Umgang mit verwundeten Beziehungen und auch den sog. Wiederverheirateten Geschiedenen in der Kirche zeigt Sackgassen auf, in die unsere theologische Sprache und Vorstellungswelt uns bringen kann. Wenn die Ehe als Sakrament gilt, und damit als Abbild der Beziehung Gottes zu den Menschen, dann zeigt der Blick in die Heilsgeschichte durchaus ein sehr spannungsreiches Miteinander, in dem auch Krisen, Neuanfänge, Vergeben und Verzeihen ihren Platz finden. Die theologische Begrifflichkeit und kirchliche Praxis realitätsfähiger zu machen, ohne ein Ideal aufzugeben, ist die Herausforderung, vor der die Kirche heute steht. In keinem Falle ist den Menschen geholfen, wenn einfach Begriffe wiederholt werden. Auch dies zeigen die Ergebnisse der vorliegenden Studie.

## **4. Fazit**

Wir stehen mit diesen Überlegungen ganz am Anfang konkreter Umsetzungen, aber die Perspektiven zeichnen sich ab. Zunächst heißt es, die Bedeutung kirchlicher Angebote realistisch einzuschätzen, und dennoch alles zu tun, um diejenigen, die in der Kirche Hilfe suchen, gut zu begleiten. Man darf aber auch nicht zu pessimistisch sein. Wie viele erreichen wir in den pastoralen Zusammenhängen, die weniger binnenkirchlich orientiert sind: in Caritas und Schule etwa. Menschen können Experten ihrer Beziehung und der Lösung ihrer Partnerschaftskonflikte sein, und wir Theologen können von ihnen lernen. Wir wissen nicht schon alles, aber wir können in den Strategien und Versöhnungsbemühungen Hilfen anbieten, die auf einer langen Tradition von Erfahrungen beruhen. Aber auch die traditionellen Angebote der Kirche können und müssen sich im gegenseitigen Lernprozess verändern und erneuern. Kirchliche Angebote wollen menschliche Ressourcen unterstützen. Das Reich Gottes ist nicht erst dort am Werk, wo Menschen über Gott nachdenken, sondern wo sie be-

ginnen, im Sinne Gottes zu handeln. Vergebung ist Reich Gottes im Prozess.

Heinrich Mussinghoff

# Sterben in Würde<sup>1</sup>

---

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Bei diesem Text handelt es sich um eine Kurzfassung des Vortrags beim Studientag der EFL-Beraterinnen und -Berater in Köln am 5. 2. 2015. Der Original-Vortrag mit weiteren Angaben zu den Befragungen und den Ergebnissen wird veröffentlicht in [www.beratung-aktuell.de](http://www.beratung-aktuell.de) 2/2015 und ist dort als kostenloser Download verfügbar.
- <sup>2</sup> Die Studie wird detailliert vorgestellt in: Peter Kohlgraf, Christoph Kröger, Erhard Scholl, Vergeben und Verzeihen. Eine Befragung im Kontext kirchlicher Ehe- und Familienberatung, in: HK 69 (2/2015) 100-104.
- <sup>3</sup> Vgl. Stefan Huber, Kerndimensionen, Zentralität und Inhalt. Ein interdisziplinäres Modell der Religiosität, in: Journal für Psychologie, Jg. 16 (2008).
- <sup>4</sup> Konrad Stauss, Die heilende Kraft der Vergebung. Die sieben Phasen spiritueller-therapeutischer Vergebungs- und Versöhnungsarbeit (München, 3. Aufl. 2014) 25-30.
- <sup>5</sup> Vgl. DBK, Auf dem Weg zum Sakrament der Ehe. Überlegungen zur Trauungspastoral im Wandel (Bonn 2000) S. 41-43.
- <sup>6</sup> So etwa Josef Kard. Ratzinger, Die Krise der Katechese und ihre Überwindung. Rede in Frankreich (Einsiedeln 1983).

## Wahrnehmung

„Sterben in Würde“ - in den letzten Monaten hat es immer wieder heftige Diskussionen um das „Sterben in Würde“ und den assistierten Selbstmord oder die Beihilfe zur Selbsttötung gegeben. Viele Menschen fürchten sich vor dem Sterben. Sie fürchten sich davor, dass sie am Lebensende unnützlich und einsam sind und nicht mehr über sich selbst bestimmen können. Sie haben Angst vor Schmerzen und vor einem schwer ertragbaren Schwebestadium zwischen Leben und Tod. Sie möchten in Würde sterben können.

Sterbende bedürfen der besonderen Fürsorge ihrer Mitmenschen. Wer alt, krank und hilflos ist, möchte nicht allein gelassen werden. Vielerorts werden Sterbende umsichtig und mitfühlend betreut, etwa in Familien oder Hospizen. Besonders dort, wo dies nicht geschieht, kann die Situation eintreten, dass ein Mensch nicht mehr sein Leben annehmen und aushalten möchte, dass der Tod ihm „besser“ erscheint als ein vermeintlich sinnloses Leben. Oft ist die Frage zu hören: Hat nicht der Schwerkranken Anspruch auf einen gnädigen Tod? Hat er nicht ein Recht darauf, dass sein Leben aktiv beendet werden kann?

## Christlicher Glaube

Aus Sorge um den Menschen setzen sich Christen dafür ein, dass das Leben eines jeden Menschen – gerade auch in der Nähe des Todes – bis zuletzt geschützt werde. Sie glauben daran, dass sich alles, was ist, Gott verdankt. Gott hat den Menschen als sein Abbild geschaffen und ihm eine unantast-

bare Würde verliehen. Diese Würde gründet nicht in seiner Leistung oder in dem Nutzen, den er für andere hat. Die Würde des Menschen folgt daraus, dass Gott ihn bejaht. Aus dem Wissen um Gottes Zuwendung und Liebe heraus kann und darf er auch im Leiden und Sterben Gottes Liebe bejahen und seinen Tod aus Gottes Hand annehmen.

## Handlungsgrundsätze

Anfang und Ende des Lebens sind der Verfügung des Menschen entzogen. Das bedeutet, dass der Tod nicht herbeigeführt, wohl aber zugelassen werden darf. Gottes Geschöpf zu sein, bedeutet nicht, dass Menschen im Hinblick auf den Tod gar nicht handeln dürfen. Es ist richtig, Möglichkeiten zu ergreifen, um die letzte Phase des Lebens erträglich zu gestalten. Dazu gehört, Sterbende schmerztherapeutisch zu versorgen, ihnen bestmögliche Pflege zuteil werden zu lassen und den Tod nicht durch eine Behandlung im Übermaß hinauszuzögern. Passive Sterbehilfe heißt für den Arzt, dass er schmerzlindernde Medikamente verabreichen darf, auch wenn er weiß, dass der Gebrauch solcher starken Medikamente die Widerstandskraft des Körpers mindert und einen früheren Tod herbeiführen kann.

Auch die seelsorgliche Begleitung ist oft von größter Bedeutung. Denn gerade im Sterben werden die Fragen nach Woher und Wohin unseres Lebens bewusst. Sie dürfen nicht übergangen werden. Wo es möglich ist, soll ein fürsorgender und liebender Mensch am Sterbebett sitzen und die Hand des Sterbenden halten.

## Fünf konkrete Positionsbestimmungen

Ich nenne einige konkrete Punkte dessen, was wir tun können oder müssen, um „Sterben in Würde“ zu ermöglichen:

1. In Politik und Gesellschaft wird derzeit über das Thema der Sterbehilfe heftig debattiert. Fachleute ringen um klare rechtliche Regelungen, die den Umgang mit dem Lebensende, insbesondere die Frage bei der Selbsttötung betreffen. Die katholische Kirche spricht sich nachdrücklich gegen alle aktiven Formen der Sterbehilfe und der Beihilfe zur Tötung aus. Das Leben bis zuletzt zu schützen und ein Sterben in Würde für jeden Menschen zu ermöglichen ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe.
2. Wir beobachten mit Sorge, dass in Deutschland zunehmend Organisationen aktiv sind, die Menschen ihre Unterstützung bei ihrem Wunsch nach einer vermeintlich einfachen Möglichkeit der Selbsttötung anbieten. Um zu verhindern, dass solche Angebote als normale gesellschaftliche Dienstleistung wahrgenommen werden, setzen wir uns dafür ein, dass alle organisierten Suizide unter Strafe gestellt werden.
3. Auch eine Mitwirkung des Arztes am Suizid halten wir für nicht hinnehmbar. Sie widerspricht dem ärztlichen Ethos des Heilens. Der Eid des Hippokrates, der seit Jahrhunderten das ärztliche Ethos des Heilens bestimmt, sagt: „Auch werde ich niemandem tödliches Gift geben, auch nicht, wenn ich darum gebeten werde, und ich werde auch niemanden dabei beraten“. Der Präsident der Bundesärztekammer Montgomery hat wiederholt gesagt, dass aktive Sterbehilfe (Assistenz beim Suizid oder Beihilfe zur Selbsttötung) mit der ärztlichen Pflicht zum Helfen und Heilen nicht vereinbar ist. Aus vielen Gesprächen wissen wir, dass der Wunsch zu sterben oftmals angstgeleitet oder von depressiven Phasen begleitet ist. Wenn wir also Humanität schützen und die Freiheit des Sterbens wahren wollen, müssen wir einen Schutzraum eröffnen, in dem umfassende palliativ-medizinische und schmerztherapeutische Behandlung,

ständige fachgerechte Pflege und helfende, liebende Annahme stattfindet. Wir sind besorgt, dass die Freiheit der Entscheidung bei dementen und depressiven Menschen nicht ausreichend gewahrt ist. Wir halten die Tötung von schwerkranken Kindern, die noch nicht zu geordnetem und selbstverantwortlichem Vernunftgebrauch gekommen sind, für verwerflich.

4. Ich bin dankbar, dass Politik und Gesellschaft mit dafür sorgen, dass Palliativmedizin und Schmerztherapie deutlich ausgebaut werden. Sie gehören in die Grundausbildung der Ärzte und des gesamten Pflegepersonals. Dankbar sind wir über die hohe Bereitschaft, ehrenamtlich und hauptberuflich in der Hospizarbeit mitzuarbeiten. Nicht wenige finden in diesem Dienst die Erfüllung ihrer christlichen und menschlichen Begabungen. Auch die Seelsorge muss ein wachsamer Dienst in diesem Bereich des Sterbens in Würde sein, da mit dem Sterben viele Fragen nach dem Woher und Wohin und Wozu des konkreten Lebens aufbrechen. Die Sorge um die Angehörigen und Sterbenden ist ein christlicher Grundauftrag in unserer Kirche.

Wir müssen alles tun, dass Suizid und die vorgeschlagene begrenzte Zulassung von assistiertem Suizid den Druck auf Schwerkranke und Sterbende nicht dahin erhöhen, dass sie ihr Dasein rechtfertigen müssten.

5. Es gibt viele Fragen, die sich ergeben, wenn ärztlich assistierter Selbstmord zugelassen wird. Ich will nur eine Frage nennen. Wenn eine Zulassung erfolgt, entsteht die Frage einer Gebührenordnung für das ärztliche Handeln. Hier wird der Berufsstand des Arztes, der zum Helfen und Heilen berufen ist, für die Tötung eines Menschen nach geltendem Tarif bezahlt. Letztlich bezahlt dann jede/jeder gegen Krankheit Versicherte die Tötung von Menschen.

## Der letzte Grund für ein „Sterben in Würde“

„Gott ist ein Gott des Lebens“. Er hat uns unser Leben geschenkt. Er hat uns als Abbild Gottes geschaffen. Wir gestalten in Freiheit und Verantwortung unser Leben. Es gehört nicht uns, wir dürfen darüber nicht verfügen, wir sind nicht befugt, Anfang und Ende unseres Lebens zu bestimmen. Gott, er ist der Herr unseres Lebens. Er verheißt uns Auferstehung und ewiges Leben.

Die Verheißung von Auferstehung und ewigem Leben beschreibt Johannes so: „Seht, wie groß die Liebe ist, die der Vater uns geschenkt hat: Wir heißen Kinder Gottes und wir sind es. Die Welt erkennt uns nicht, weil sie ihn nicht erkannt hat. Liebe Schwestern und Brüder, jetzt sind wir Kinder Gottes. Aber was wir sein werden, ist noch nicht offenbar geworden. Wir wissen, dass wir ihm ähnlich sein werden, wenn er offenbar wird, denn wir werden ihn sehen, wie er ist“ (1 Joh 3, 1–2).

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Für die Schriftfassung geringfügig bearbeitetes Manuskript zum geistlichen Wort im WDR am 26. April 2015.

# Eine halbe Stunde Ewigkeit

## Das Paradox von Zeit und Ewigkeit und die Offenbarung des Johannes

---

In Zeiten höchster Not Trost aus dem Blick auf die Ewigkeit zu erlangen – das nährt den Verdacht, die berühmte religionskritischen Feststellung von Karl Marx, Religion sei Opium des Volkes, sei zutreffend. Was zählt schon die gegenwärtige Not angesichts der ewigen Verheißungen? Im 2. Korintherbrief des Paulus heißt es doch: „Denn die kleine Last unserer gegenwärtigen Not schafft uns in maßlosem Übermaß ein ewiges Gewicht an Herrlichkeit, uns, die wir nicht auf das Sichtbare starren, sondern nach dem Unsichtbaren ausblicken; denn das Sichtbare ist vergänglich, das Unsichtbare ewig“ (2 Kor 4,17f).

### 1. Das Problem von Zeit und Ewigkeit

Ein genaues Hinsehen entlarvt die Scheinbarkeit der Vertröstung auf das Jenseits. Paulus definiert das Verhältnis. Das diesseitig Sichtbare ist von Vergänglichkeit geprägt. Sein Wesen besteht in Werden und Vergehen. Das unsichtbar Ewige hingegen steht dazu im Widerspruch. Es steht dem Kreislauf von Werden und Vergehen entgegen. Die Ewigkeit kann deshalb nicht einfach als unendlich fortgesetzte Zeit gedacht werden. Ihr Wesen ist anders zu bestimmen.

Die Kennzeichnung der diesseitigen Zeit durch Werden und Vergehen birgt nämlich ein Phänomen, das sich der alltäglichen Wahrnehmung entzieht. Es ist die Unmöglichkeit, Gegenwart zu empfinden. Der Augenblick kann nicht verweilen. Die

Zeit drängt beständig von einer bekannten Vergangenheit in eine ungewisse Zukunft, deren nächste Momente im Bruchteil einer Sekunde schon Vergangenheit geworden sind.

Die Ewigkeit hingegen ist anders. Sie kennt kein Werden und Vergehen mehr. Sie ist pure Gegenwart, ein Jetzt in höchster Dynamik.

Diese Aspekte muss man sich vergegenwärtigen, wenn man über die Ewigkeit spricht. Lässt man sie außer Acht, dann wird die Rede über die Ewigkeit zu einer „Lehre von den letzten Dingen“, „d.h. eine auf und Tradition fußende doktrinale Beschreibung künftiger, zumindest tendenziell *dinghaft* vorgestellter Ereignisse, die *zuletzt*, am Ende der Geschichte, eintreffen werden“<sup>1</sup>.

Die Ewigkeit ist aber nicht einfach die Fortsetzung der Geschichte. Dann wäre sie Zeit. Es gibt in der Ewigkeit kein Früher oder Später mehr, keine Vergangenheit und keine Zukunft. Vielmehr ist die Ewigkeit „ein tota simul, ein Zusammengefaßsein der gesamten Existenz in einem einzigen, ‚ewigen‘ Jetzt“.

### 2. Die Offenbarung des Verhältnisses von Zeit und Ewigkeit

Es ist die Abstraktheit der Ewigkeit, ihre Zeit- und Raumlosigkeit, das pure Präsens, die reine Gegenwart ohne Vorher und Nachher, die die menschliche Vorstellungskraft überstiegt. Weil sich die Ewigkeit dem zeitlich-räumlichen Zugriff entzieht, kann man von ihr nur in analoger Weise reden. Metaphern und Bilder erschließen die Ewigkeit, ohne dass sie in ihnen aufginge. Wer auch immer von der Ewigkeit spricht, muss sich dieser Herausforderung stellen. Es ist die Herausforderung jeder christlichen Theologie, weil die *Menschwerdung* des Sohnes Gottes, der *vor aller Zeit*, also in der Ewigkeit ist, das Verhältnis von Zeit und Ewigkeit unmittelbar vor Augen stellt.

In kaum einem Buch wird das Verhältnis von Zeit und Ewigkeit so thematisiert

wie in der Offenbarung des Johannes. Seine bildgewaltige Sprache ist nicht ohne Grund, kann man doch nur in Bildern von dem eigentlich Unsagbaren reden. Jede Leserin und jeder Hörer muss sich vergegenwärtigen, dass es Bilder sind, in denen die Offenbarung des Johannes spricht. Es sind keine Dinge, die am Ende der Zeiten geschehen werden. Im Verständnis der Offenbarung des Johannes ist die Endzeit bereits da. Zeit und Ewigkeit sind ineinander verwoben. Die Offenbarung des Johannes betrachtet aus der Perspektive der Ewigkeit, in der der Sieg Gottes schon feststeht, die Ereignisse einer von Werden und Vergehen geprägten Zeit, in der der Tod als höchste Macht des Vergehens noch wirksam ist. Und gerade hier wird der Blick auf die und aus der Ewigkeit zum Fanal der Entscheidung für das eigene Handeln – eine Entscheidung, die eine Freiheit voraussetzt, an der es ob des ewig schon feststehenden göttlichen Sieges aber doch Zweifel geben muss. In der Tat: Das Zeit-Ewigkeits-Verhältnis ist paradox.

### 3. Mit der Macht der Bilder das Unsagbare sagen

#### a) Das Bekenntnis zu dem Ewigen in der Zeit (Offb 1,4b-8)

Am Beginn der Offenbarung des Johannes steht ein Bekenntnis. Es richtet sich an die sieben Gemeinden, denen der Seher seine Offenbarung als Erstadressaten schickt. Die sieben Sendschreiben, die dem Bekenntnis folgen, ermöglichen einen Einblick in den Zustand der Gemeinden: Die Gemeinde von *Ephesus* (vgl. Offb 2,1-7) zeigt zwar engagierte Glaubensstärke, ist aber in die Mittelmäßigkeit eines bloß bekenntnistreuen Christenlebens gefallen. Die Gemeinde von *Smyrna* (vgl. Offb 2,8-11) steht im sich steigernden Konflikt zwischen Christen und Juden, in dem sich bereits die bevorstehende Trennung von Kirche und Synagoge abzeichnet. Die Gemeinde von *Per-*

*gamon* (vgl. Offb 2,12-17) ist angefochten durch den Kaiserkult, noch aber standhaft. Weil sie in ihrer Mitte aber Irrlehrer duldet, wird sie zur Umkehr gerufen. Die Gemeinde von *Thyatira* (vgl. Offb 2,18-29) hat trotz eines schwachen Anfangs eine gute Entwicklung genommen. Auch ihr Glauben wird aber angefochten, hier im Besonderen durch eine Prophetin, die Johannes als „das Weib Isebel“ bezeichnet (vgl. Offb 2,20). Er ermuntert die, die der Prophetin nicht folgen. Die Gemeinde von *Sardes* (Offb 3,1-6) ist faktisch tot. Deshalb fordert der Seher sie zur Rückbesinnung auf die Grundlehre des christlichen Glaubens auf. Sie soll sich vor allem an den Aufrechten orientieren. Die Gemeinde von *Philadelphia* (vgl. Offb 3,7-13) zeigt hingegen trotz geringer Kräfte eine vorbildliche Stärke im Glauben. Ihr wird deshalb verheißen, dass sie gerade deshalb allen äußeren Aggressionen widerstehen wird. Der Gemeinde von *Laodizea* (vgl. Offb 3,14-22) wird schließlich Lauheit und Halbherzigkeit bescheinigt, die sie nur durch eine neue Hinwendung zu Jesus ablegen kann.

Das Bekenntnis, das Johannes den Sendschreiben voranstellt, ist ein rhetorisches Signal. Es erfordert eine Zustimmung. Nur wer dem Bekenntnis zustimmt, steht noch in der Gemeinschaft. Das Bekenntnis selbst wird so zum Symbol der Gemeinschaft.

Nun bekräftigt dieses Bekenntnis aber nicht nur den Glauben an Gott, der in Jesus die Sündenerlösung bewirkt hat und der Herrscher ist über die ganze Schöpfung. Das Glaubensbekenntnis selbst ist durchzogen von sprachlichen Aspekten, die das Verhältnis von Zeit und Ewigkeit zum Ausdruck bringen:

„Gnade sei mit euch und Friede von *Ihm, der ist und der war und der kommt*“ (Offb 1,4b).

Johannes verwendet hier die sogenannte „Dreizeitenformel“<sup>3</sup>. Der ewige Gott handelt geschichtsmächtig in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Das einleitende Präsenzpartizip *ὁ ὢν* wird dabei von der

Einheitsübersetzung nur unzureichend mit „der ist“ wiedergegeben. Die wörtliche Übersetzung „der Seiende“ ist unschwer als genuine Gottesbezeichnung zu erkennen, die in sich das Ewigkeitsmoment trägt. Aus dem Seienden (ὁ ὄν) entspringt der Fluss der Zeit, der sich im steten Fließen von Gewesenen (ὁ ἦν) ins Kommende (ὁ ἐρχόμενος) ereignet.

Die Formel wird am Ende des Absatzes wortwörtlich wiederholt und rahmt damit das Bekenntnis. Allerdings wird die Formel hier durch die Selbstoffenbarung Gottes ergänzt, in der er von sich sagt: „Ich bin das Alpha und das Omega“ – also Anfang und Ende. Er ist nicht nur Ursprung des Flusses der Zeit, sondern auch ihr Ziel. Der Fluss von Gewesenen ins Kommen ergießt sich wieder in seine Quelle.

Bereits in dem eröffnenden Bekenntnis wird so ein Verständnis von Zeit angedeutet, dass sich nicht einfach als linearer Verlauf darstellen lässt. Die Zeit hat aus Sicht der Offenbarung nicht einfach einen Ursprung und läuft von hier aus gleichmäßig wie auf einer Linie weiter. Vielmehr muss die Zeit so beschaffen sein, dass sie wieder in ihren Ursprung zurückführt. Andererseits ist die Zeit durch die Aspekte von Werden und Vergehen geprägt. Die Zeit verläuft also aus Sicht der Offenbarung nicht einfach, sie entspringt wie ein wachsender Kreis um die Ewigkeit als ihrem Ursprung, so wie ein ins Wasser fallender Stein sich weitende Kreise zieht. Egal an welcher Stelle eines solchen Kreises man sich befindet: der Abstand zum Ursprung ist überall gleich. Mehr noch: Es ist die Ewigkeit, die sich zum Kreis der Zeit weitet und doch Ewigkeit bleibt. Die Ewigkeit ereignet sich in der Zeit – und ist doch paradoxerweise Fülle der Zeit.

#### *b) Das Buch und die Bücher – das Paradox der Zeitenfülle*

Die Offenbarung des Johannes ist bei aller Bildgewalt, mit der eine zeitgenössisch reale Bedrängnis auch psychologisch ver-

arbeitet wird, von einer grundlegenden Heilsgewissheit geprägt: Die Erlösung ist im Christusergebnis bereits geschehen. So heißt es:

*„Er [Jesus Christus] liebt uns und hat uns von unseren Sünden erlöst durch sein Blut; er hat uns zu Königen gemacht und zu Priestern vor Gott seinem Vater“ (Offb 1,5b.6a).*

Die Heilstat Christi wird dabei nicht bloß als vergangenes Ereignis betrachtet. Es ist – wie insbesondere die präsentischen Partizipialformen τῷ ἀγαπῶντι καὶ λύσαντι (wörtlich: dem Liebenden und Lösenden) zeigen – ein andauernder, zeitloser Zustand<sup>4</sup> von bleibender Gültigkeit.

Durch das Christusergebnis ist die Erlösung bereits unwiderruflich geschehen. Das Heil ist da. Trotzdem wird in der zeitgenössischen Realität (nicht nur der Entstehung der Offenbarung des Johannes) immer wieder Unheil erfahren. Die Paradoxie von erfahrenem Leid und Unheil bei gleichzeitigem Bestehen der Erlösung harret einer Antwort, der sich der Seher Johannes nicht verweigert.

Das Buch mit den sieben Siegeln gehört wohl zu den bekanntesten Bildern der Johannesoffenbarung. Es wird im Rahmen der großen Thronsaalvision (Offb 4) zu Beginn des fünften Kapitels eingeführt. Die Thronsaalvision ist eine emphatische Beschreibung der Liturgie des Himmels, der als Ordnung in konzentrischen Kreisen um den in der Mitte stehenden Thron dargestellt wird. Damit der Seher die himmlische Ordnung erblicken kann, muss er aus der Zeit in die Ewigkeit entrückt werden – er wird „vom Geist ergriffen“ (vgl. Offb 4,2). Der auf dem Thron Sitzende wird nur vage beschrieben. Der Text vermeidet eine Nennung Gottes. Aus dem dreimaligen „Heilig“ in Offb 4,8, dem sogenannten *Trishagion*, aber auch aus Bezugspunkten zur Beschreibung der Gotteserscheinung bei Ezechiel (vgl. Ez 1,4-28) wird deutlich, dass der auf dem Thron Sitzende Gott ist<sup>5</sup>.

In Offb 5,1 ist es der auf dem Thron Sitzende, der in seiner rechten Hand ein innen

und außen beschriebenes und mit sieben Siegeln versiegeltes Buch hält. Ein Lamm nimmt das Buch entgegen und öffnet die Siegel. Jedem Brechen eines Siegels folgt in den folgenden Kapiteln eine Beschreibung der Entfaltung der Geschichte, in der sich das Heil gegen alle Widerstände offenbart. (vgl. Offb 6,1-8,5). In dieser Heilsgeschichte selbst ereignet sich das Gericht Gottes. Das göttliche Gericht ist nichts Zukünftiges. Es ereignet sich in der Jetzt-Zeit.

Das Buch mit den sieben Siegeln enthält die Fülle der Geschichte. Deshalb ist es innen und außen beschreiben. Gerade deshalb ist es auch ein Buch der Ewigkeit. In ihm sind Anfang und Ende schon geschrieben. Die Ewigkeitsperspektive kennt das Ziel bereits, dass sich in der Zeit erst entwickeln muss.

Mit der Öffnung der sieben Siegel eröffnet sich das Gericht der Heilsgeschichte. Die Offenbarung hat eine grundlegend positive Perspektive, eine Heilsgewissheit, die sich in der Bedrängnis bewährt.

Genau dieser Aspekt kommt am Ende der Offenbarung zum Tragen, wenn in der großen Vision des letzten Gerichtes genau dieses Buch als Buch des Lebens vorgestellt wird (vgl. Offb 20,11-15). Dort wird es allerdings einer Mehrzahl von Büchern gegenübergestellt:

*„Ich sah die Toten vor dem Thron stehen, die Großen und die Kleinen. Und Bücher wurden aufgeschlagen; auch das Buch des Lebens wurde aufgeschlagen. Die Toten wurden nach ihren Werken gerichtet, nach dem, was in den Büchern aufgeschrieben war“ (Offb 20,12f).*

Die Bücher enthalten die Lebensgeschichten. Die Szene selbst beschreibt den Abgleich dieser Lebensgeschichten mit dem Buch des Lebens. Die Bücher beinhalten die Perspektive der Zeit, das Buch des Lebens die der Ewigkeit.

Genau hier liegt die Lösung des Zeit-Ewigkeits-Paradoxons. Das innen und außen – also über und über – beschriebene Buch des Lebens beinhaltet gewissermaßen alle möglichen Lebens- und Entscheidungsvari-

anten, von denen die Bücher der Lebenden jeweils nur eine Variante realisieren. Die Bücher beruhen auf den freiheitlichen Entscheidungen der Lebenden zum Guten wie zum weniger Guten. Sie sind neben allen anderen möglichen Varianten in dem Buch des Lebens schon enthalten. Die Zeit hingegen kann nur eine Variante realisieren. Sie ist nicht reversibel. Mehr noch: Die eine Entscheidung determiniert die folgenden. Eine Entscheidung kann in der Zeit nur in einer neuen Entscheidung verändert werden, ändert aber nicht die Faktizität der früheren Entscheidung. Die Ewigkeit aber kennt die freiheitlichen Entscheidungen der Zeit schon, weil sie alle möglichen Entscheidungen kennt, die getroffenen wie die verworfenen.

### *c) Die Aufhebung der Zeit in die Ewigkeit*

Die Bilder von dem Buch und den Büchern machen deutlich, wie eng Zeit und Ewigkeit miteinander verwoben sind. Zeit und Ewigkeit sind nicht getrennt voneinander. Es besteht eine grundlegende Kontinuität. Wohl aber ist die Ewigkeit für die, die in der Zeit sind, unverfügbar. Sie ist *versiegelt*. Bei aller Kontinuität besteht auch eine grundlegende Diskontinuität.

Bildlich gesprochen besteht zwischen Zeit und Ewigkeit eine semipermeable Membran, also ein halbdurchlässige Grenze: Die Ewigkeit kann in der Zeit mit ihrem Werden und Vergehen nicht gefasst werden, wohl aber ist der Ewigkeit die Zeit zugänglich. Die Ewigkeit geht nicht in der Zeit auf, wohl aber die Zeit in der Ewigkeit.

Wie sehr das irdisch-zeitliche mit dem himmlisch-ewigen Schicksal in Korrelation zueinander stehen, wird bei der Eröffnung des siebten Siegels deutlich:

*„Als das Lamm das siebte Siegel öffnete, trat im Himmel Stille ein, etwa eine halbe Stunde lang“ (Offb 8,1).*

Es ist eine der wenigen Stellen, in der in der Bibel von wirklicher Stille die Rede ist

– eine Stille, in der rein gar nichts geschieht – keine Handlung, keine Rede, auch der, der auf dem Thron sitzt, schweigt. Bemerkenswert ist die Andeutung, dass die Stille dem Seher wie eine halbe Stunde lang (ὡς ἡμῶριον) vor- kommt. Die Ewigkeit kennt keine Zeit und keine Dauer. Der Seher ist aber noch Teil der Zeit. Er schaut in den Himmel, ist aber noch nicht in ihn aufgehoben.

Johannes steht an der Schwelle zwischen Zeit und Ewigkeit. Ihm wird in Visionen und Auditionen eine Ahnung der Ewigkeit eröffnet. Diese Ahnung der Ewigkeit ist, und das ist die Quintessenz der folgenden Verse, auch denen möglich, die sich die Korrelation von Zeit und Ewigkeit vergegenwärtigen. In der Sprache der Offenbarung ist die Liturgie das Geschehen<sup>6</sup>, in dem die Korrelation von Zeit und Ewigkeit auf den Punkt gebracht wird. Seinen zentrierenden Ort findet das Geschehen am Altar:

*„Und ein anderer Engel kam und trat mit einer goldenen Räucherpfanne an den Altar; ihm wurde viel Weihrauch gegeben, den er auf dem goldenen Altar vor dem Thron verbrennen sollte, um so die Gebete aller Heiligen vor Gott zu bringen. Aus der Hand des Engels stieg der Weihrauch mit den Gebeten der Heiligen zu Gott empor“ (Offb 8,3f).*

Der historisch-zeitliche Hintergrund dieses Bildes ist der römische Kaiserkult, den der Seher in Offb 13 in einer Art Satire fast genüsslich persifliert<sup>7</sup>. Im Kaiserkult brachten die Untertanen vor einer Kaiserstatue Weihrauch dar. Das Aufsteigen des Weihrauchs aber ist in der Sprache der Bibel bereits im Alten Testament mit dem Aufsteigen der Gebete zu Gott verbunden: „Wie ein Rauchopfer steige mein Gebet vor dir auf“, heißt es in Ps 141,2.

Dem, der in der Ewigkeit auf dem Thron sitzt, bleibt kein Gebet verborgen. Aller Weihrauch steigt allein zu ihm auf und mit ihm die im Weihrauch dargebrachten Gebete. Wer auch immer dem Kaiser opfert – seine Motivation bleibt dem Ewigen nicht verborgen.

Der Seher Johannes mahnt mit diesem Bild also die Glaubenden an, ihre wahren Motive zu prüfen. Mehr noch: Die zeitlichen Handlungen werden in die Ewigkeit hinein aufgehoben. Für die Offenbarung werden die zeitlichen Handlungen und Entscheidungen damit selbst zum Gericht.

#### *d) Die Rückkehr der Zeit in die Ewigkeit hinein*

Die Offenbarung des Johannes beschreibt keine Dinge am Ende der Zeit. Sie redet in Bildern von einer Ewigkeit, die in der Zeit wirkt, und von einer Zeit, die in die Ewigkeit aufgehoben wird. Es ist so gesehen eine Schrift, die vor nahezu 2.000 Jahren bereits zeitphilosophische Überlegungen voraussetzt und nach Bildern sucht, die nicht nur das Zeit-Ewigkeits-Verhältnis beschreiben, sondern auch das Paradox von Vorherbestimmung und Freiheit der Entscheidung durchdringen.

Es wären noch viele Stellen zu nennen, an denen die Aspekte von Zeit und Ewigkeit implizit und explizit in der Offenbarung des Johannes genannt werden. Ein Bild soll am Schluss dieses Beitrages nicht unerwähnt bleiben, in dem der Seher noch einmal deutlich macht, dass die Ewigkeit Ursprung und Ziel der Zeit ist, ja die Zeit in die Ewigkeit hinein aufgehoben wird. Es ist das Bild vom himmlischen Jerusalem. Gerade angesichts der Zerstörung Jerusalems durch die Römer im Jahr 70 n. Chr. gewinnt dieses Bild Brisanz. Die Wiederherstellung der Stadt in der Ewigkeit als himmlisches Jerusalem macht die Stadt nicht nur unzerstörbar; sie benötigt auch keinen Tempel mehr, in dem die *Schekhina*, die Herrlichkeit Gottes in der Zeit verehrt wird. Gott selbst ist mit seiner Herrlichkeit in der Ewigkeit allgegenwärtig:

*„Einen Tempel sah ich nicht in der Stadt. Denn der Herr, ihr Gott, der Herrscher über die ganze Schöpfung, ist ihr Tempel, er und das Lamm. Die Stadt braucht weder Sonne noch Mond, die ihr leuchten. Denn die*

*Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm“ (Offb 21,22f).*

Am Beginn der Offenbarung stand ein Bekenntnis, in dem die Ewigkeit als Ursprung der Zeit vorgestellt wurde. Am Ende der Offenbarung kehrt die Zeit in die Ewigkeit zurück. Die Ewigkeit braucht Sonne und Mond nicht mehr als Taktgeber der Zeit, denn die Zeit ist zu sich selbst gekommen. Werden und Vergehen sind aufgehoben in ein reines Jetzt, eine Gegenwart in höchster Dynamik.

#### 4. Ewigzeit

Sprachgestalt und Sprachgewalt der Offenbarung sind aufgrund des zeitlichen und kulturellen Abstandes den heutigen Lesern und Hörerinnen oft fremd. Die Schrift fordert heraus. Ganz erfassen können sie wohl nur diejenigen, die ganz real den Schrecken der jeweiligen Zeit ausgeliefert sind und mit Blick auf die Ewigkeit Hoffnung finden. Die Offenbarung des Johannes eignet sich nicht für Prophezeiungen und Endzeitvorhersagen. Sie ist ein Buch für die Jetztzeit, eine Zeit, in der die eigenen Entscheidungen in die Ewigkeit aufgehoben werden. Bei aller Diskontinuität zwischen Zeit und Ewigkeit besteht diese letzte Kontinuität.

Gerade deshalb ist Religion nie Opium des Volkes. Im Gegenteil: Religion ist Revolution, wenn sie erkennt, dass die Ewigkeit in der Zeit ist. Die Ewigkeit ist nichts Komendes, auf das man vertrösten kann. Die Ewigkeit ist Jetzt und die Zeit ist Ewigzeit.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> G. Greshake, Endzeit und Geschichte. Zur eschatologischen Dimension in der heutigen Theologie, in: G. Greshake/N. Lohfink, Naherwartung – Auferstehung – Unsterblichkeit (QD 71), Freiburg i. Br. 19825, S. 11-37, hier: S. 12.

<sup>2</sup> Ders., Zur Möglichkeit christlicher Naherwartung, in: G. Greshake/N. Lohfink, Naherwartung – Auf-

erstehung – Unsterblichkeit, a.a.O., S. 38-81, hier: S. 67.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu H. Ritt, Offenbarung des Johannes (Neue Echter Bibel, NT), Würzburg 20106, S. 19.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu Blass/Debrunner/Rehkopf, Grammatik des neutestamentlichen Griechisch, Göttingen 199017, § 318,2: der Präsensstamm stellt „die Handlung (...) in ihrer Dauer (...) vor (...), und zwar entweder zeitlos (...), oder die Zeitstufe der Gegenwart (...) bezeichnend“.

<sup>5</sup> Vgl. H. Ritt, a.a.O., S. 37.

<sup>6</sup> Wie sehr die Liturgie auch heute noch genuines Geschehen der Vergegenwärtigung von Zeit und Ewigkeit ist, wird im Sanctus deutlich. Hier wird der Altar gewissermaßen selbst zum „Ort des aufgerissenen Himmels“ (J. Ratzinger, Der Geist der Liturgie. Eine Einführung, Freiburg i. Br. 20026, S. 62). Er wird zum Thron Gottes, zu dem die Glaubenden hinzutreten, um in den in der Offenbarung des Johannes beschriebenen Lobpreis der Gemeinschaft der Engel einzustimmen: „Heilig, heilig, heilig“ (Offb 4,8c). Die Liturgie ist aus dieser Perspektive Eintreten und Teilhabe an der himmlischen Liturgie. In einer so verstandenen Liturgie wird die Verbindung von Zeit und Ewigkeit offenbar.

<sup>7</sup> Vgl. zur Dechiffrierung der hier verwendeten Erzählfiguren auch S. Schreiber, Attraktivität und Widerspruch. Die Dämonisierung der römischen Kultur als narrative Strategie in der Offenbarung des Johannes, in: T. Schmeller u.a. (Hrsg.), Die Offenbarung des Johannes. Kommunikation im Konflikt (QD 253), Freiburg i. Br. 2013, S. 74-106, hier: S. 91-98.

---

# Leserbriefe

---

**Zur Rezension von Stefanie Höltgen zu Richard Hartmann: „Was kommt nach der Pfarrgemeinde?“ (Heft 6/2015, S. 191).**

Ich habe dieser Tage erst zum zweiten Mal eine Ausgabe des Pastoralblattes erhalten und versuche es trotzdem schon einmal mit einem Leserbrief, denn ein Wort aus der Rezension zu Richard Hartmanns Buch „Was kommt nach der Pfarrgemeinde?“ elektrisiert mich förmlich. Ich lese dort vom „eigenverantwortlichen Umgang mit der Sonntagspflicht“.

Ich habe den Eindruck, dass inzwischen grundsätzlich mit allen Kirchengeboten „eigenverantwortlich“ umgegangen wird – oder ehrlicher: Sie finden kaum noch Beachtung und werden von den meisten Katholiken übertreten. Welchen Sinn haben sie jedoch dann? Wenn ich ein Gebot aufstelle, muss ich auch daran interessiert sein, dass es eingehalten wird – schließlich sehe ich es ja als sinnvoll und für eine Gemeinschaft förderlich an. Wenn ein Gebot nicht durchgesetzt wird, sollte man es auch nicht formulieren. Ich denke, hier müsste die Kirche eindeutig Stellung beziehen. Ein Gebot soll gehalten werden. Was passiert, wenn es nicht getan wird? Die Verantwortlichen haben ja offenbar die Kirchengebote für immer noch so relevant gehalten, dass sie sie wiederum ins „Gotteslob“ aufgenommen haben – mit „verbindlichem Charakter“ (GL 29, 7). Als „Kann-Bestimmung“? Der „Eigenverantwortlichkeit“ übereignet? Wohl kaum. Ergo müsste die Übertretung eines Kirchengebotes Konsequenzen nach sich ziehen. Da dies jedoch nicht zu erwarten ist (auch eine gehörige Portion Feigheit hat sich unter uns breit gemacht, denn wir möchten ja auf keinen Fall jemanden vergraulen), stellt sich die Frage nach der Sinnhaftigkeit der Kirchengebote.

Und wie wird es weitergehen? Wann werden endlich auch die 10 Gebote für den „eigenverantwortlichen Umgang“ freigegeben?

Darüber gerät fast zur Nebensache, dass mir die positive Rezension des genannten Buches schleierhaft ist. Ich habe das Buch auch gelesen, weil ich den Titel voll inhaltlich unterschreiben kann. Es ist so: Die Pfarrgemeinden sind am Ende und es muss etwas Neues nach ihnen kommen. Dafür

bietet jedoch das Buch nur überaus konventionelle, visionslose Anregungen. Selbstverständlich, die Pfarrgemeinden werden bleiben – als Verwaltungseinheit und Dienstleistungseinrichtung. Aber zur Entfaltung eines tiefen Glaubens werden sie nicht mehr taugen. Allein schon ein Blick ins Neue Testament zeigt, dass die Stärke der jungen Kirche die Kleinheit ihrer Gemeinden war. Die sich stets vergrößernden (nicht durch erfolgreiche Mission, sondern durch Zusammenlegungen) werden immer substanzloser werden. Orte der Gottsuche und eines lebendigen Glaubens (was etwas anderes ist als ein gekonntes Unterhaltungsprogramm) werden sie zum allergrößten Teil nicht mehr sein. Schon vor 2006 hat die Deutsche Regentenkonferenz gefordert: „Weg vom Bild einer flächendeckenden Seelsorge – hin zu einer Seelsorge unter dem Leitwort von Oasen, die als leuchtende Zeichen des Lebens anziehen und stellvertretend für die Umgebung die Quellen lebendigen Wassers hüten“ (zitiert nach Dr. Christian Hennecke). Leider haben wir uns noch keinen einzigen Zentimeter in diese Richtung bewegt.

Es grüßt ein Pfarrer, der sehr gern Diener sein möchte, aber kein Dienstleister; der gern den Zuspruch des Evangeliums verkündet, doch auch seinen Anspruch.

*Michael Dittrich, Löbau  
(Bistum Dresden-Meißen)*

# Literaturdienst

**Helmut Moll (hrsg. im Auftrag des Deutschen Bischofskonferenz): Zeugen für Christus. Das Deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts. 2 Bände, 1828 Seiten. Paderborn 2015, 98,00 Euro, ISBN 9798-3-506-78080-5.**

Dass im digitalen 21. Jahrhundert ein Buch mit einem zweibändigen Umfang von 1828 Seiten schon die sechste Auflage erlebt, deutet auf ein epochales Werk. Denn zu dem von Karl Kardinal Lehmann in seinem Geleitwort noch einmal in Erinnerung gerufenen Anlass des Aufrufes von Papst Johannes Paul II. von 1994 hatte Prälat Prof. Dr. Helmut Moll mit traditionell deutscher wissenschaftlicher Gründlichkeit und „just in time“ zum Heiligen Jahr 2000 die erste Auflage (1999) des „Deutschen Martyrologiums“ vorgelegt. Doch trotz der gründlichen Forschungen mit inzwischen rund 40 Diözesan- und Visitaturen-Beauftragten sowie 160 Autoren zeigte das schnelle Erscheinen der ersten drei Auflagen, dass in vielen Fällen weitere mühsame Forschungen nach „vergessenen Zeugen des Glaubens“ anstanden, zumal es noch „lebende Zeitzeugen“ gab. Aus diesem „Großforschungsprojekt“ mit Ausstellungen, Begleitveröffentlichungen und zahlreichen Vorträgen erwachsen dann mit je über 70 neuen Lebensbildern aus deutschen Kirchenregionen und Missionsgebieten in Nachträgen die vierte (2006) und fünfte (2010) Auflage.

So ist es neben über 100 neuen Lebensbildern das besondere Verdienst dieser 6. Auflage, dass alle Nachträge nicht nur über die Personen- und Orts- Register erschlossen sind, sondern in die große Systematik nach „Blutzeugen-Gruppen“ (A: Zeit des Nationalsozialismus 1933-1945; B: Zeit des Kommunismus ab 1917; C: Reinheitsmartyrien 20. Jahrhundert; D: Aus den Missionsgebieten des 20. Jahrhunderts) in den jeweiligen Untergruppen (u. a. Bistümer mit Priester und Laien, Missions-Martyrer nach Ordensgemeinschaften) genau eingearbeitet wurden. Wer das bis auf das einzelne Lebensbild genau differenzierte Inhaltsverzeichnis (S. V-XXXI) durchblättert, gewinnt einen ersten Einblick in diesen „Chor der mehr als 1000 deutschen Martyrerinnen und Martyrer des 20. Jahrhunderts“ bzw. der Priester, Ordensleute und Laien sowie Christen, die in ökumenischen Gruppen tätig waren. Denn als Aufnahmekriterien im Unterschied zu der großen Zahl der anderen „Opfer“ mussten nach hagiographisch-kanonistischen Vorgaben von Papst Benedikt XIV. (1740-1758) in jeder Vita drei Kriterien

nachgewiesen werden: die Tatsache des gewaltsamen Todes, das Motiv des Glaubens- und Kirchenhasses bei den Verfolgern und die bewusste innere Annahme des Willen Gottes trotz Lebensbedrohung (S. XL).

In der ersten Kategorie der Martyrer aus der Zeit des Nationalsozialismus (S. 1-1090) finden sich zu den deutschen Diözesen und Visitaturen Priester und Laien sowie Ordensmännern und Ordensfrauen, darunter bekannte Namen (z. B. sel. Dompropst Lichtenberg/Berlin, sel. Nikolaus Groß, Hl. Dr. Edith Stein/Sr. Teresia Benedicta a Cruce) und weniger bekannte (Sel. P. Josef Cebula OMI) sowie neue (A. Hartong: Pfarrer Franz Vaaßen/Köln; Br. Pawel Krawcewicz/Pallottiner). Ebenso sind unter den „Blutzeugen aus der Zeit des Kommunismus“ (S. 1093-1243) neben bekannteren Namen (wie Erzbischof DDr. Eduard Profittlich) zahlreiche russlanddeutsche Geistliche und Laien aufgeführt bis hin zu den zehn Frauen aus Kleinliebenthal (Odessa). Weitere größere Gruppen von kommunistisch verfolgten Martyrern weisen das Sudetenland und die Donauschwaben auf. Auch bei den „getöteten Beschützern bedrohter Frauen“ stellen in der dritten Kategorie der sog. „Reinheitsmartyrien“ (S. 1245-1389) die Geistlichen der Visitatur Breslau die größte Gruppe der Priester-Martyrer und bei den Ordensfrauen die Schwestern der Kongregationen der hl. Elisabeth in Neisse und die der hl. Katharina in Braunsberg. Vor allem aus der deutschen Spätphase des „Missionsfrühlings“ stammen die Martyrerinnen und Martyrer „aus den Missionsgebieten des 20. Jahrhunderts“ (S. 1391-1721), die mit dem Jesuiten P. Karl Albrecht aus dem Jahre 1999 schließt. Aus der deutschen Kolonial-Epoche stammen die ersten Missionsbenediktiner und Missions-schwester als Martyrer des Maji-Maji-Aufstandes in Ostafrika aus dem Jahre 1905. Die größten Gruppen der Missionsmartyrer stammen von den Steyler Missionaren und Missionsschwester in Papua-Neuguinea (1934-1945) sowie den Missionsbenediktinern aus St. Ottilien und den Tutzingen Missions-Benediktinerinnen in Nordkorea (1949-1952) und schließlich der Marianhiller Missionare und Missionarinnen in Rhodesien/Simbabwe (1976-1988).

Die beiden Bände sind auch im „Wikipedia-Zeitalter“ ein unverzichtbares Nachschlagewerk nicht nur zur Hagiographie und Kirchengeschichtsforschung des 20. Jahrhunderts, sondern zur allgemeinen deutschen Geschichte. Denn auch wenn nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden kann, dass noch einzelne weitere „vergessene Martyrer“ entdeckt werden, wird diese 6. Auflage „des Moll“ wohl ihren unbestreitbaren Wert auf lange Zeit behalten.

*Reimund Haas*

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort

### Offen für die Begegnung

Im (seelsorglichen) Gespräch, wenn es wirklich weiterführen will, wird es immer darauf ankommen, dass wir mit den Teilen umzugehen lernen, die der andere/die andere mitbringt. Es geht nicht darum eine völlig neue Welt zu bauen, es geht darum, die alte, zerbrochene Welt in eine neue Ordnung zu bringen, ein neues Licht auf das scheinbare Chaos zu richten.

Der Auferstandene erweist sich als ein guter (Religions-)Lehrer für Erwachsene, die in eine tiefe Krise geraten sind. Er sagt nicht: Vergesst alles, was ihr bisher gelernt habt. Er sagt: Ihr müsst das Gelernte anders sehen - mit neuen Augen. Aber diese Augen - es ist ein Prozess - gehen erst langsam auf.

*Wilhelm Bruners*

aus: Das Gespräch mit dem Engel.

Biblische Begegnungen. Kevelaer 2015, S. 62.

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E